Feb. 2017

77 unique

interkulturelles Studentenmagazin für Jena, Weimar & Erfurt

Jahrgänge

Generationen Menschen, Ideen, Sprachen

Integration Flüchtlinge als Gasthörer an der Uni Jena

Disney Queer Interpretations of Movie Classics

Anzeige

SKULL & PALMS RECORDINGS & KINGSTAR PRÄSENTIEREN

BROILERS 2017

24.03.2017
Erfurt Messe

semmel concerts www.eventim.de • ✆ 03641 / 49 80 50

JUMP tam.tam

Foto: Christopher Futcher / iStock

Editorial

I hope I die before I get old", sangen The Who in ihrem berühmten Hit *My Generation*. In vier Strophen und knapp drei Minuten drückten sie jugendliche Rebellion gegen die ältere Generation der Spießer aus – drei Jahre vor 1968, als die Besungenen in der ganzen westlichen Welt gegen die Eltern rebellierten. Auch jenseits des Eisernen Vorhangs rumorte es: in Polen, der Tschechoslowakei – und weniger offensichtlich in der Sowjetunion. Hier begann die „Generation der 60er Jahre" sich intellektuell und politisch vom Regime zu entfernen. Die meisten dieser sogenannten „Schestidesjatniki", über die ihr ab Seite 13 lest, starben nicht, bevor sie alt wurden, sahen aber ihren Staat im Zuge von Gorbatschows Reformpolitik sterben.

Nach dem Ende der Sowjetunion suchten die Nachfolgerepubliken ihren eigenen politischen und wirtschaftlichen Weg – ohne, dass Generationenkonflikte verschwanden. Georgien ging den Weg der Westorientierung und wandte sich vom Russischen ab, das in der Sowjetzeit prägend war. Dies, wie auch die Geschichtspolitik, trennt die jungen von den alten Georgiern – worüber ihr ab Seite 9 mehr erfahrt.

Vor der jugendlichen Rebellion kommt zuerst die Kindheit. Die Vorstellungen davon, welche Rolle Kinder in einer Gesellschaft spielen sollen und dürfen, sind einem ständigen Wandel unterworfen. Im Interview mit der Historikerin Sandra Leinert und der Museumskuratorin Teresa Thieme (Seite 16) sprachen wir über Kindheit und Erziehung in Deutschland um 1900 und die Bedeutung von Klassenzugehörigkeit und militaristischer Indoktrination.

Generationenkonflikte haben natürlich Künstler auch bereits vor The Who als fruchtbares Subjekt für ihre Werke entdeckt: Kinder, die ihre eigenen Eltern ermorden; Eltern, die ganze Schulklassen dem Tod freigeben; aber auch intergenerationelle Gemeinschaften von Trinkern und Revolverhelden sind der Stoff, aus dem Generationenbeziehungen auf Zelluloid entstehen – eine Auswahl von zehn Filmen findet ihr ab Seite 22. Noch nicht für das Kino adaptiert wurde bislang Douglas Couplands legendärer Roman *Generation X*. Dieser wurde – ganz entgegen den Intentionen Couplands – für die 1990er Jahre zum prägenden Schlagwort und schließlich zur trivialisierten Phrase, wie unser klassiquer auf Seite 26 beschreibt.

Ein Vorreiter ganz anderer Art, der Dichter Marió de Andrade, Begründer des Modernismus in der brasilianischen Literatur, schrieb ambivalente Verse über seine Mutter. Das Gedicht „Mãe" sowie mehr zu ihm und seiner Lyrik findet ihr auf Seite 24.

2016 beging übrigens die *unique* heimlich, still und leise ihr fünfzehnjähriges Bestehen. In der Redaktion hat sich, glücklicherweise ganz ohne Blutvergießen, ohne dramatische Konflikte und – leider? – ohne weltpolitische Aufmerksamkeit, ein Generationenwechsel vollzogen: Alteingesessene haben sich ganz oder teilweise zurückgezogen, um neuen Schreibern, Layoutern und Helfern eine Chance zu geben. Letztere haben bereits einen beträchtlichen Beitrag zu dieser Ausgabe geleistet. In diesem Sinne wünschen sowohl die „alte" wie auch die „neue" Generation der *unique* unseren Lesern viel Vergnügen bei der Lektüre dieser Ausgabe.

Eure Redaktion

I N H A L T

EinBlick

Erste Schritte in den Hörsaal
Flüchtlinge als Gasthörer an der Uni Jena 6

Die verschiedenen Gesichter Georgiens
Generationen zwischen Westorientierung und Sowjetnostalgie 9

***Fotoessay:* Meine Heimat Armenien**
Auf Entdeckungsreise zu den eigenen Wurzeln 10

***memorique:* „Russischer Schriftsteller...**
...Zerquetscht von russischen Panzern in Prag“: Ein Moskauer Frühling? 13

„Kindheit war schon damals aufregend“
Erziehung und Kindsein um die Jahrhundertwende 16

WeitBlick

Anzeige

#letshare

LIBERTYCON

MARCH 17/18/19 2017

THEME:
SHARING ECONOMY, TECHNOLOGY AND THE FUTURE

CHARLES UNIVERSITY IN PRAGUE , CZECH REPUBLIC

REGISTRATION & FURTHER INFORMATION AT: LIBERTYCON.NET

LebensArt

The Not So Secret History of Queer Disney
Alternative Interpretations of Movie Classics 18

(Un)Typisch Chinesisch
Im Gespräch mit der Comiczeichnerin Yi Luo 20

Von Vatermördern und Mörderkindern
10 Filme über Beziehungen zwischen den Generationen 22

WortArt

***Das fremde Gedicht*: Mário de Andrades „Mutter“**
Brasilianische Lyrik zu einer personifizierten Heimat 24

***klassiquer*: Die Generation, die keine war**
Wie Douglas Coupland aus Versehen eine Generation definierte 26

***Rezension:* Kuriositätenkabinett des Journalismus**
Balzac und die „Lügenpresse“ anno dazumal 28

***Kolumne*: Sprachgenerationen**
Thomas Honegger über altenglische Großtanten und andere Verwandte 29

übrique
unique auf Reisen | Impressum | Bildnachweise 30

Donnerstags noch nichts vor?

deine Meinung sagen … recherchieren … neue Leute kennenlernen … layouten … eigenen Presseausweis bekommen … fotografieren … Rezensionsexemplare … interkulturelle Erfahrungen sammeln … lektorieren … eigene Artikel schreiben … Lebenslauf aufbessern … Interviews führen … deinen Horizont erweitern … heißblütig diskutieren

Komm' zur *unique*-Redaktionssitzung!
Immer um 18 Uhr im Haus auf der Mauer*.

* unser Büro ist in der Johannisstraße 26 im Erdgeschoss

Erste Schritte in den Hörsaal

Die FSU Jena bietet mit ihrem Gasthörerprogramm Flüchtlingen einen Einblick ins Uni-Leben in Deutschland. Wir sprachen mit Organisatoren und Teilnehmern.

von Julia & Tina

Sprache, Bildung und Arbeit sind der Schlüssel zur Integration. Eine besondere Vorreiterrolle bei der Einbindung der Flüchtlinge in die Gesellschaft und vor allem einen schnellen Zugang zum Ausbildungs- und Arbeitsmarkt wird den Hochschulen zuteil. Sie haben nicht nur früh ihr eigenes Potenzial zur Integration von Flüchtlingen erkannt, sondern ebenso das der Geflüchteten für die Gesellschaft.

Unter den Flüchtlingen, die in den vergangenen Jahren nach Deutschland kamen, sind viele bereits qualifiziert und interessiert, ihre Ausbildung hier zu vertiefen. Die Notwendigkeit, die Asylsuchenden auch auf akademischen Wege zu fördern, hat die Politik erkannt und so werden deutschlandweit studienvorbereitende Maßnahmen der Universitäten aus Mitteln des Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) und der Landesministerien finanziert. Insbesondere hat der DAAD aus Mitteln des BMBF das Förderprogramm „INTEGRA – Integration von Flüchtlingen ins Fachstudium“ ins Leben gerufen. Ergänzend zur finanziellen Unterstützung für die Universitäten werden Studenteninitiativen im Bereich der Flüchtlingshilfe aus dem gesonderten Programm des DAAD „WELCOME – Studierende engagieren sich für Flüchtlinge“ gefördert. Das WELCOME-Programm bewilligte dieses Semester auch Fördermittel für ein Projekt der EAH Jena. Dabei werden zwei studentische Hilfskräfte geschult, in Flüchtlingsunterkünften in ganz Thüringen über Studienmöglichkeiten für die Flüchtlinge an der EAH zu informieren und unter anderem bei der Bewerbung zu helfen.

Auch einige Studierende der Friedrich-Schiller-Universität (FSU) engagieren sich in der Flüchtlingshilfe, beispielsweise die der Fachbereiche Medizin, DAF, IWK und Rechtswissenschaften *(siehe Info-Box auf Seite 8)*.

Hürden gering halten

Das INTEGRA-Programm finanziert auch an der Uni Jena ein Gasthörerprogramm für die akademische Integration der Flüchtlinge. Das Programm wird durch enge Zusammenarbeit vor allem zwischen dem Sprachenzentrum und dem Dezernat für Studentische Angelegenheiten sowie städtischen und lokalen Stellen, und dem Thüringer Ministerium für Wirtschaft, Wissenschaft und Digitale Gesellschaft, durchgeführt. „Wir wollen studierfähige Flüchtlinge in das Studiensystem und die Fachsprache einführen, und ihnen somit die Möglichkeit geben, sich im Deutschen so weit zu qualifizieren, dass sie mittelfristig ein Studium beginnen können“, so Dr. Britta Salheiser, Mitarbeiterin des Internationalen Büros der Uni Jena.

In dem Angebot der FSU wird zwischen dem allgemeinen Gasthörerprogramm und dem Gasthörerprogramm Plus unterschieden. Beide haben keine Altersbeschränkung und die Anmeldung ist unabhängig von dem Herkunftsland, dem derzeitigen Wohnort oder dem Status des Asylantrags. Das allgemeine Programm entspricht dabei dem Gasthörerprogramm, das für alle Bürger zugänglich ist: Es gibt keine Anforderungen an erbrachte Schulabschlüsse oder an Sprachkenntnisse; weswegen auch Flüchtlinge

mit geringen Deutschkenntnissen teilnehmen können. Den Teilnehmern liegt eine Liste von wählbaren Kursen vor, aus denen sie je nach Interessen oder persönlichen Zukunftsvorstellungen passende Veranstaltungen auswählen können. Den Flüchtlingen wird die Teilnahme jedoch erleichtert, indem die Anmeldegebühr übernommen und ihnen ein zwei- bis vierstündiger Deutschkurs bezahlt wird.
Das Programm Plus hat das Ziel, die Flüchtlinge auf ein reguläres Studium vorzubereiten. Daher werden hier ein dem deutschen Abitur gleichwertiger Abschluss und gute Deutschkenntnisse auf mindestens B2-Niveau erwartet. Zusätzlich sind acht bis zwölf Wochenstunden kostenloser Deutschunterricht vorgesehen und die Teilnehmer müssen zwölf Stunden an Fachvorlesungen, Seminaren oder Übungen belegen. Die Teilnehmer des Programm Plus bekommen eine Thoska und somit auch ein Semesterticket. Dieses Wintersemester hätten 13 Kandidaten die Voraussetzungen erfüllt, aber es konnten aufgrund begrenzter Plätze nur die sieben Besten aufgenommen werden.

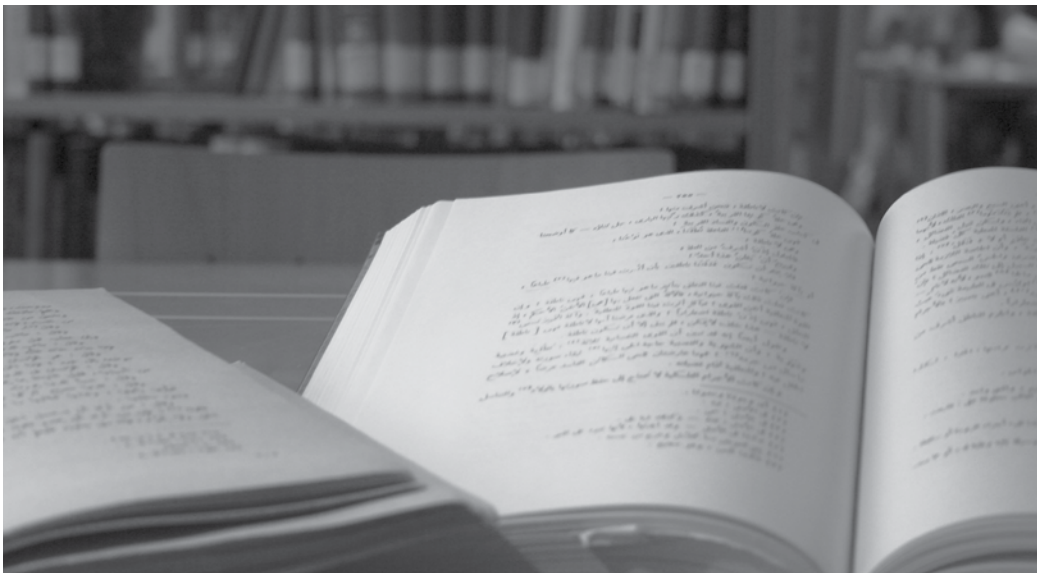
Erste Erfolge

Das Gasthörerprogramm wurde in Jena sehr gut angenommen und das Interesse ist seither stetig gewachsen. „Die Tendenz ist derzeit steigend. Das war aber auch so zu erwarten, denn sie mussten erst einmal Deutsch lernen. Da der größte Teil des Unterrichts an der Universität auf Deutsch stattfindet, erwarten wir auch ein gewisses Deutschniveau.“, erklärt Dr. Salheiser. Während es im ersten Semester, dem Wintersemester 2015/2016, 30 Teilnehmer gab, waren es ein Jahr später bereits 74. Die Mehrheit der Teilnehmer ist männlich und überwiegend aus Syrien, wobei die Zahl der Frauen mittlerweile 20 beträgt. Der Erfolg des Programms zeigt sich auch daran, dass sich dieses Wintersemester bereits einige Flüchtlinge für ein reguläres Studium beworben haben und sich mindestens sechs an der FSU Jena immatrikulieren konnten.
Im Rahmen des Gasthörerprogramms bietet die FSU neben dem Besuch der Lehrveranstaltungen ein semesterbegleitendes Integrationsprogramm. Hauptbestandteile dessen sind beispielsweise die Vermittlung von studienbezogenen Fähigkeiten, Orientierung in der Region und das Kennenlernen der deutschen Kultur. Kinan Azzam, der als wissenschaftliche Hilfskraft bei dem Gasthörerprogramm arbeitet und u.a. das semesterbegleitende Integrationsprogramm mit organisiert sowie die Betreuung der Flüchtlinge koordiniert, ist stolz auf die Leistung der Universität: „Für das Gasthörerprogramm haben wir alle Interessierten aufnehmen können, das finde ich eine tolle Leistung von uns und der Uni.“ Azzam betont weiterhin, dass das Gasthörerprogramm für die Mehrzahl der Teilnehmer kein Neuanfang ist, sondern ein Weitermachen: Die meisten Interessierten haben bereits in ihrer Heimat studiert und teilweise auch schon einen Abschluss gemacht. Fluchtbedingt mussten sie ihr Studium unterbrechen oder ihr Abschluss wird auf dem deutschen Arbeitsmarkt nicht anerkannt. Durch das Programm haben sie nun die Möglichkeit, passende Lehrveranstaltungen zu besuchen und so einen Einblick zu bekommen, wie dieses Fach in Deutschland aussieht und ob es Ähnlichkeiten zu ihrem früheren Studium gibt. Wie motiviert und ehrgeizig manche von ihnen sind, sah Azzam bei einem Teilnehmer: „Er wollte unbedingt Lehrveranstaltungen auf Deutsch besuchen, obwohl er noch nicht so gut Deutsch konnte. Es war eine fremde Welt für ihn. Er hat fast nichts verstanden. Aber das hat ihn nicht demotiviert, sondern er wollte weiter Deutsch lernen, um die Lehrveranstaltungen im nächsten Semester besuchen zu können.“ Natürlich gäbe es auch Teilnehmer, die noch nicht wissen, was sie später studieren wollen. „Einige haben es mir so erzählt“, so Azzam, „dass ein Fach zwar einfach wäre, aber man findet später keine Arbeit.“

Mentoren unterstützen

Zur Unterstützung und Begleitung der Flüchtlinge werden ihnen, ähnlich wie den internationalen Studenten, ehrenamtliche studentische Mentoren an die Seite gestellt. Diese Mentoren sind meist Deutsche, die sich in der Betreuung von Flüchtlingen engagieren möchten. Ihre Aufgabe ist es, den Flüchtlingen beim Eintritt in das deutsche Hochschulsystem zu helfen, beispielsweise bei der Stundenplanerstellung und bei Behördengängen. Auch sollen sie gemeinsam mit ihren „Schützlingen“ am semesterbegleitenden Integrationsprogramm teilnehmen. Lama Al Khouja, die seit einein-

Studium nach der Flucht: Teilnehmer stammen vor allem aus Syrien, Afghanistan und dem Irak



EHRENAMTLICHE FLÜCHTLINGSHILFE

Arbeitskreis Kritischer Juristen & Refugee Law Clinic
Ehrenamtliche Asylrechtsberatung von Studenten der Rechtswissenschaften
rlc-jena.de

Institut für Auslandsgermanistik der FSU Jena
Ehrenamtliche Schulung von Deutschlehrenden für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache
dafdaz.uni-jena.de/deutsch_unterrichten.html

Helfern helfen
Kostenlose, interkulturelle Sensibilisierungstrainings für die Arbeit mit Flüchtlingen
intercultural-campus.org

MediNetz Jena e.V.
Unabhängige und anonyme medizinische Anlaufstelle für Papierlose und Geflüchtete (siehe auch *unique* Nr. 69, S. 17)
medinetz-jena.de

Refugees Work (Arbeitsgruppe der Bürgerinitiative Asyl e.V.)
Unterstützung von Flüchtlingen bei der Suche von Arbeits- und Ausbildungsplätzen; Hilfe beim Erstellen von Bewerbungsunterlagen
facebook.com/refugeeswork.jena

WelcomeUnisport
Flüchtlinge können zu Studentenpreisen an allen Kursen des Hochschulsports teilnehmen
welcome.usvjena.de

Weitere Informationen und nützliche Links zu Engagementmöglichkeiten in Jena unter:
welcome-in-jena.de

halb Jahren in Deutschland lebt und an der FSU ihren Master macht, ist Mentorin für mehrere Flüchtlinge. „Als Mentorin nehme ich an vielen Veranstaltungen teil. Meiner Meinung nach sind sie super: Man kann neue Leute und die deutsche Kultur kennen lernen, sich gegenseitig helfen und gemeinsam etwas unternehmen. Die Teilnahme an den Veranstaltungen ist eine tolle Chance für die Studieninteressierten, um sich in die Gesellschaft zu integrieren und coole Sachen in Jena und den anderen Städten in Thüringen zu erleben.“ Darüber hinaus bekommen die Flüchtlinge u.a. Informationen und Tipps zur Bewältigung des Studiums, Bewerbungstrainings, oder man trifft sich, um Deutsch zu lernen oder gemeinsam Sport zu treiben.

Aber nicht nur für die Teilnehmer und Mentoren bietet sich so eine gute Gelegenheit, miteinander in Kontakt zu kommen, es ist auch ein geeigneter Rahmen zum Austausch und zur Begegnung zwischen Organisationsteam, Teilnehmern und Mentoren. Azzam sieht in diesem Angebot einen der Hauptgründe für den Erfolg des Programms an der Uni Jena: „Ich finde es sehr gut, dass wir so ein Programm haben. Es ist auch für mich nützlich, dass ich mich mindestens einmal die Woche mit den Leuten treffe. So wissen wir, wofür sie sich interessieren und wir bekommen Informationen und Ideen und können das Programm weiterentwickeln. Zum Beispiel gab es Leute, die wollten ein Instrument lernen. Und da haben wir den Kontakt mit einer Musikschule hergestellt“, berichtet er. „Das ist unser Ziel: Die Leute zu unterstützen und zu ermuntern, in der neuen Gesellschaft zu leben.“

Probleme gibt es dennoch

Allerdings ist nicht immer eine Eins-zu-eins-Betreuung möglich: „Das Programm ist für die teilnehmenden Flüchtlinge sehr hilfreich. Das einzige Problem ist, dass es sehr viele Teilnehmer und nur wenige Mentoren gibt”, erzählt uns ein syrischer Teilnehmer, der schon das zweite Semester am Gasthörerprogramm teilnimmt. „Letztes Semester hatte ich eine Mentorin. Sie war sehr hilfsbereit und konnte mir alle meine Fragen beantworten. Ich hatte einen sehr guten Start und war sehr motiviert zu studieren. Aber dieses Semester habe ich keinen Mentor mehr und ich fühle mich ein bisschen verloren...“

Trotz der staatlichen Förderung und dem Engagement Vieler gibt es immer wieder Situationen, in denen den Flüchtlingen die Teilnahme am Gasthörerprogramm erschwert wird, meist aufgrund formeller Richtlinien: So verzögern unter Umständen die langen Prüfzeiten des Bundesamtes für Migration für notwendige Zeugnisse und Urkunden die Teilnahme. Die Residenzpflicht stellt ein weiteres Problem dar, der viele Flüchtlinge unterliegen. „Solche Flüchtlinge sind an ihren Wohnort gebunden. Wenn der außerhalb Jenas liegt und sie als Teilnehmende am allgemeinen Gasthörerprogramm kein Semesterticket bekommen, würden zu hohe Kosten durch teils lange Zugfahrten entstehen“, erläutert Dr. Salheiser vom internationalen Büro. „So haben einige Interessenten Abstand vom Gasthörerprogramm nehmen müssen. Um Flüchtlinge zu unterstützen, sind einige private Sponsoren eingesprungen, die als „Ticketpaten“ für elf Teilnehmer die teilweise beträchtlichen Kosten der Monatstickets übernommen haben.“

Betrachtet man die Kürze der Zeit, die die Universität hatte, um sich auf die Bedürfnisse der Flüchtlinge einzustellen, kann sie bereits gute Erfolge verzeichnen. Die Tatsache, dass man mit den vorhandenen Mitteln relativ vielen Flüchtlingen einen Platz anbieten und dazu noch ein vielseitiges semesterbegleitendes Programm auf die Beine stellen konnte, lässt ein positives Fazit ziehen. Trotz einiger Hindernisse und Probleme ist das Gasthörerprogramm ein wichtiger Schritt für die Integration, da es den Teilnehmern nicht nur hilft, sich in einer fremden Gesellschaft zurecht zu finden, sondern ihnen auch ganz konkrete Zukunftsperspektiven aufzeigt. In diesem Sinne verkündet Azzam: „Es gibt noch eine gute Nachricht. Das Programm läuft jetzt noch bis Ende des Jahres 2017. Da haben noch viele Geflüchtete die Chance, nächstes Semester und übernächstes Semester mitzumachen.“ □

Die verschiedenen Gesichter Georgiens

Ein Einzelfall im postsowjetischen Raum? Viele Georgier sind religiös, heimatverbunden, aber westorientiert. Die Zeichen des Wandels in dieser auf den ersten Blick homogenen Gesellschaft werden deutlich, wenn man den selbsternannten „Balkon Europas“ besucht.

von Stefan

Im Landeanflug auf Kutaissi im Westen Georgiens erscheint beim Blick über Felder und kleine Hütten der moderne Flughafen etwas deplatziert. Der pathetisch anmutende Name „Dawit der Erbauer“ bezieht sich auf den gleichnamigen bedeutenden König aus dem 12. Jahrhundert. Ein Polizeiauto parkt neben der Rollbahn: Irgendjemand im Flieger wird sich nicht über die unerwartete Begrüßung freuen. Die Fahrt in die 14 Kilometer entfernte Stadt besteht im Wesentlichen aus einem Slalom um freundlich drein schauende Kühe und Schafe, die mittels Standstreik die Existenz der Straße in Frage stellen. Kutaissi, immerhin die zweitgrößte Stadt des Landes mit ca. 200.000 Einwohnern, wirkt auf den ersten Blick wie ein Musterbeispiel der postsowjetischen Kleinstadt: graue Plattenbauten, abgemagerte Straßenhunde und ausrangierte Fahrzeuge aus westeuropäischen Ländern, viele eindeutig zu identifizieren durch eine Aufschrift wie „Tischlerei Krause aus Dresden. Ihr Partner für Holz“. Zwei Autos begegnen sich auf einer Einbahnstraße, aus dem verkehrsregelfremden Automobil steigen drei grimmig dreinblickende Männer aus, einer zündet sich eine Zigarette an, es kann wohl länger dauern. Ältere wettergegerbte Frauen mit Kopftüchern im Blumenmusterstil, wie sie auch bei uns zur Mitte des letzten Jahrhunderts getragen wurden, diskutieren die Neuigkeiten.

Der Wind kommt aus Westen

Doch plötzlich tritt eine junge Frau mit italienischen Designerklamotten hervor; blinkt ein US-amerikanisches Fastfoodkettenlogo allzu vertraut am Ende der Straße; treten die zahllosen Wechselstuben mit Dollar- und Eurozeichen ins Blickfeld. Und wieder bewahrheitet sich: Egal wo du hinkommst, Coca Cola war schon vor dir da. So befindet sich Kutaissi in dem selben Veränderungsprozess, den die Hauptstadt Tbilisi bereits hinter sich hat.

Der Weg dahin führt jedoch zuerst über löchrige Landstraßen, neben denen die Gasleitungen offen geführt werden und durch enge Tunnel, in denen ein Überhohlmanöver mit entgegenkommendem LKW die Heiligenbildnisse und das Kruzifix über den Fahrersitzen erklärt. Ob sich das Lenkrad links oder rechts im Auto befindet, ist übrigens Geschmackssache. Die Einfahrt nach Tbilisi ist eine vierspurige Autobahn, die den neuen Autos europäischer und asiatischer Bauart den notwendigen Auslauf bietet. Neben res-

taurierten Altbauten wird man durch moderne Hochhäuser und eine ausladende Straßen- und Werbebeleuchtung begrüßt. Alles sagt: Das hier ist eine moderne westliche Großstadt. Die fortschreitende Urbanisierung hat die Hauptstadt explodieren lassen. Circa ein Drittel der Georgier lebt im Großraum Tbilisi. Das Stadt-Land-Gefälle ist offensichtlich. Der Lebensstandard ist in der Stadt höher als auf dem Land und verläuft also nicht etwa entlang der Altersgrenzen. Eine gegensätzliche Entwicklung wird bei den Sprachkenntnissen deutlich: Die Generation der nach 1990 Geborenen spricht Englisch oder Deutsch und hat die ehemalige zweite Muttersprache Russisch mitunter gar nicht mehr gelernt. Andererseits lösen bei älteren Menschen fehlende Russischkenntnisse von Fremden weiterhin starke Verwirrung aus. Wer über einen der zahlreichen Bauernmärkte geht, weiß nachher was „Unglaublich, warum spricht der kein Russisch?“ bedeutet, ohne der Landessprache mächtig zu sein.

Von Glaube, Politik und Grenzschweinen

In einem der ersten christianisierten Länder überhaupt gibt es Kirchen und Klöster aus allen Epochen, wo für Frauen bis heute strenge Kleidervorschriften gelten: Neben den üblichen „Entgleisungen“ der Frauenwelt wie kurzen Röcken sind auch Hosen beim Kirchenbesuch verboten und müssen mit einen langen schwarzen Stoff umhüllt werden. So können die Mönche nicht bei ihren beeindruckenden Chorgesängen gestört werden. In einer Kirche spricht der Priester die Worte zur Hochzeit, das junge Paar steht ganz still, wirkt ernst, etwas eingeschüchtert. Die Zeremonie kann mehrere Stunden dauern.

Die georgisch-orthodoxe Apostelkirche konnte nach dem Ende der Sowjetunion ein beeindruckendes Revival feiern. So sticht ein Umstand besonders hervor: Die fehlende religiöse Bindung, wie man es oft von der Jugend in Westeuropa gewohnt ist, scheint es hier nicht zu geben. Junge Leute übertreffen in ihrer Religiösität teilweise ihre Eltern- und Großelterngeneration, da die Kirche in sowjetischen Zeiten nicht ihre volle gesellschaftliche Bedeutung entfalten konnte. Als Teil der Tradition, aber auch als Teil des westlichen Freiheitsverständnisses, erstarkte der Einfluss der Kirche seit der Unabhängigkeit. Die jüngere Generation bricht jedoch auch langsam mit religiös begründeter Diskriminierung, wie sie oft gegenüber Homosexuellen oder religiösen Minderheiten vorkommt. Doch trotz Religionsfreiheit hat die orthodoxe Kirche eine Sonderstellung in der Verfassung, zahlt keine Steuern und der Patriarch segnet das Parlament zu Beginn einer neuen Legislaturperiode. Auch wenn dies und die eindeutig religiösgefärbte Landesflagge nur als Symbole abgetan werden können, wird im Stadtbild der weitgehende politische Einfluss der Landeskirche deutlich: Auf Wahlplakaten zeigen sich Kirchenvertreter mit Politikern und es scheint unmöglich ein nicht (mit öffentlichen Geldern?) renoviertes Gotteshaus zu finden.

Es ist auch klar warum: Die beiden großen georgischen Parteien sind beide stark religiös und konservativ, aber zugleich westorientiert. Das zeigt sich bereits an öffentlichen Gebäuden in allen Ecken des Landes: Von Parlamentsgebäude, über Polizeistation und kleinem provisorischen „Grenz“-Posten zu den separatistischen Gebieten, überall wird die rot-weiße georgische Nationalflagge von der blauen EU-Flagge flankiert. Beide politische Parteien wollen in die EU, in die NATO und verfolgen eine Wirtschaftspolitik, die selbst von einigen europäischen Vertretern als zu marktfundamentalistisch eingestuft wird. Unterschiede werden fast nur durch das politische Personal deutlich. Auf dieser Ebene wird die Korruptionsbekämpfung als nicht so erfolgreich eingeschätzt, wohingegen die sogenannte Alltagskorruption beinahe verschwunden ist. Es ist also im Gegensatz zu anderen Ländern der Region unwahrscheinlich, dass man bei einer Autofahrt mehrmals angehalten wird und eine Gebühr bei einem Polizisten entrichten muss, der fünf Kilometer weiter einen Zwillingsbruder zu haben scheint.

>>weiter auf Seite 12

Fotoessay: Meine Heimat Armenien

Als Armenierin freue ich mich immer wieder auf die Semesterferien im Sommer. Da heißt es für mich: „Ab in die Heimat!“ So auch 2016, als ich aber nicht nur meine Familie besuchte, sondern nun auch meine Heimat näher kennenlernen wollte. Ich bin vom Norden in Alaverdi bis zum südlichsten Punkt des Landes in Goris gereist. Auf diesem Weg habe ich etliche Touristenorte besichtigt, wie Noravank, ein Kloster aus dem 13. Jahrhundert im Westen oder das Kloster Tatev im südöstlichen Bezirk Syunik, 895 n. Chr. erbaut. Dem heiligen Berg der Armenier, dem „Ararat“, bin ich dieses Jahr so nah wie noch nie gekommen.

Auf meiner Reise ist mir aufgefallen, wie viele deutsche Touristen in Armenien unterwegs sind. Mit vielen kam ich ins Gespräch, habe ihnen über das Land und seine Geschichte erzählt. Von allen habe ich sehr positives Feedback über ihren Besuch bekommen: „Ihr Armenier, ihr seid ein sehr herzliches Volk, bei euch fühlt man sich immer willkommen.“ Euch Lesern kann ich das nur bestätigen: Ihr seid bei uns immer herzlich willkommen! Nehmt euch ein bisschen Zeit und reist in die Berge des Kaukasus, in das kleine Land Armenien, das eine über 1000 Jahre alte Geschichte für euch bereithält. Bis dahin – ich warte auf euch!

(Text & Fotos: Sirun Hammbartsumjan)

Bild oben: Blick auf den heiligen Berg Ararat (heute in der Türkei), auf armenisch „Masis Sar“, vom Kloster „Khor Virap“ aus;
Bild unten: Zwei Jungen auf der Arami Straße in Yerevan, die zum Platz der Republik führt

rechte Spalte, von oben nach unten:
Wohnblock in der Hauptstadt Yerevan – die Balkonfarben der Etagen 4, 5 und 6 ergeben die armenische Flagge („rot-blau-orange“);
Blick in die Kuppel der Kathedrale von Etschmiadsin, erbaut 303 n. Chr. und ältester christlicher Ort sowie religiöses Zentrum Armeniens;
alttraditionelles „Restaurant“ nahe der Stadt Jeghegnadzor in einer Berghöhle

Um einer weiteren gesellschaftlichen Generationskonfliktlinie auf die Spur zu kommen, müssen wir durch mehrere Polizeisperren bzw. Militärposten bis zur Grenze zu Südossetien fahren. In dem völkerrechtlich nicht als unabhängig geltenden Gebiet sind seit dem Georgienkrieg von 2008 russische Soldaten stationiert. Der von südossetischer Seite teils mit Beton, Stacheldraht oder Videoüberwachung befestigte Grenzstreifen ist eine unwirkliche Gegend: Die Häuser im durch Stacheldraht geteilten Dorf zerfallen, Müll wird verbrannt, während der Wind günstig zur „anderen Seite“ steht und ein Grenzschwein fristet unbeirrt sein Dasein. Das Mobiltelefon klingelt, eine SMS: „Willkommen in Russland.“

Die Meinung der älteren Generation zu den beiden separatistischen Gebieten Südossetien und Abchasien ist nicht eindeutig. Hingegen scheint bei der jungen Generation – trotz starkem Nationalbewusstsein und einer äußerst russlandkritischen Einstellung – eine klare, wenn auch nicht offen ausgesprochene Meinung zu den Territorialkonflikten vorzuherrschen: Lieber die Westbindung verfolgen, als die territoriale Unversehrtheit bewahren. Denn Fakt ist: Solange die Gebiete umstritten sind, kann kein EU- und erst recht kein NATO-Beitritt erfolgen. Das sieht wohl auch die Vertretung der Europäischen Union in Georgien so, doch kann dies außerhalb der Sicherheitsschleuse ihres Büros nicht offen kommuniziert werden. Auch Vertreter der georgischen Regierung hüten sich, zu erklären, wie Westbindung und der Konfliktpotential beherbergende Anspruch auf territoriale Unversehrtheit zu verbinden sind. Für den Wähler gilt: Nichts ist stärker als die Illusion.

„Die zwei Stalins in mir“

Ein deutlicher Kontrast der Generationen tritt bei den unterschiedlichen Geschichtsbildern zutage. Zwar heißt kaum jemand offen Stalins diktatorisches Gewaltregime gut, gleichzeitig wird ihm persönlich der Sieg über den Faschismus im Zweiten Weltkrieg von über zwei Dritteln der Bevölkerung zugesprochen, wie eine internationale Studie unter Führung des Caucasus Research Resource Centers zeigt, aber Unterschiede scheinen zu überwiegen. Über ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod im Jahre 1953 erzeugt Josef Stalin im postsowjetischen Raum immer noch ein besorgniserregend hohes Maß an Bewunderung wie die Studie „The Stalin Puzzle“ des internationalen Think-Tank Carnegie Endowment for International Peace mit Sitz in Washington zeigt.

Es herrschen widersprüchliche Meinungen innerhalb vieler Georgier vor, die „zwei Stalins“, zwei Bilder in sich tragen, aber mehrheitlich zwischen den Generationen. Die Älteren halten die Frage einer anderen Studie, ob Stalin und sein Wirken überhaupt bekannt ist, für einen Schreibfehler und die Jungen fragen sich hingegen, wie lange das Stalinbild bei Opa wohl noch an der Wand hängen wird.

Wer verstehen möchte, wie es um die Erinnerungskultur in Georgien bestellt ist, sollte sich zwei Museen anschauen, die unterschiedlicher nicht sein könnten. In Stalins Geburtsstadt Gori wurde noch zu dessen Lebzeiten ein Museum für den großen Genossen in Auftrag gegeben. Für den imposanten Machtbau wurden zahlreiche Häuser im Zentrum abgerissen. Nur Stalins kleines Geburtshaus aus Holzbrettern, über das ein neuer imposanter Überbau gestülpt wurde, steht noch, umgeben von einem Park inklusive dem persönlichen „Stalinmobil“, einem Eisenbahnwaggon, der einen für die Zeit überdurchschnittlichen Luxus inklusive Badewanne und Klimaanlage zu bieten hatte. Das Museum selbst ist nicht nur äußerlich, sondern auch im Innern ein Produkt der 50er Jahre. Rote Teppiche, Tafeln mit den großen Erfolgen unter Stalins Führung und zahlreiche Bilder und Büsten desselben zeigen, dass die Kuratoren der Ausstellung wussten, was für sie auf dem Spiel steht. Ein neu hinzugefügter Raum im Keller des Gebäudes soll ergänzend das Unrecht dieser Zeit darstellen, kann aber konzeptionell wenig überzeugen. Die große Stalin-Statue auf dem Hauptplatz von Gori existiert seit 2008 nicht mehr. Das Erinnerungsmuseum jedoch pflegt das Bild des großen Führers und wird mit seinem einzigartigen Beitrag zur „Erinnerungskultur“ nur durch den benachbarten Supermarkt mit Stalinkonterfei übertroffen.

Umgekehrt präsentiert sich Georgien im Museum der sowjetischen Okkupation in der Hauptstadt Tbilisi als bloßes Opfer der Besatzung durch den großen Bruder. Allein der Name des Museums löst bei der älteren Generation, aber vor allem bei russischen Touristen, größere Irritationen aus. Diese äußern das auch lautstark gegenüber den Museumsangestellten. Der Verdacht liegt nahe, dass sich wie im Stalin-Museum der Inhalt der englischsprachigen Führung von der russischsprachigen leicht unterscheiden könnte. Auch wenn jetzt neue Geschichtsbücher aufgelegt und Begrifflichkeiten (Zweiter Weltkrieg statt Großer Vaterländischer Krieg) überdacht werden, kann es nach Meinung von Vertretern der Ilia State University Tbilisi noch lange dauern, bis der Kampf zwischen Nostalgie und Opferrolle durch eine reflektierte Erinnerungskultur abgelöst wird.

Während der Reise wurde deutlich, dass in Georgien einige gesellschaftliche Verwerfungen existieren, auch wenn die Gegensätze zwischen Stadt und Land wohl mehr die Meinung prägen als der klassische Generationenkonflikt. Wahrgenommen wird letzterer von den Georgiern ohnehin eher wenig. Was Generationen übergreifend in ganz Georgien groß geschrieben wird, ist die Gastfreundschaft gegenüber Freunden und Fremden, welche an Herzlichkeit kaum zu überbieten ist. Dabei wird reichlich Charapuri-Brot, selbstgemachter georgischer Wein und Tschatscha, der traditionelle Trauben- oder Fruchtschnaps, gereicht.

Am Morgen unseres Rückfluges stellt sich heraus, dass die Maschine wegen zu starker Winde nicht landen konnte und alle Flugreisenden etwa vier Stunden in überladenen Kleinbussen in die Hauptstadt Tbilisi zurück fahren müssen. Ob der Wind wirklich aus Westen kam, weiß ich nicht. Weitere Veränderung wird es in jedem Falle geben. □

memorique

„Russischer Schriftsteller. Zerquetscht von russischen Panzern in Prag“

Während die 68er zum Symbol für Protest wurden, sind die „Sechziger“, ihr sowjetisches Pendant, im Westen weitestgehend unbekannt. Dabei legten sie vielleicht den Grundstein für den Anfang vom Ende der Sowjetunion.

von Heide

Осень, доползём ли, долетим ли до ответа?
Что же будет с родиной и с нами?»
„Herbst, kriechen wir noch, erreichen wir noch die Antwort?
Was wird mit der Heimat und mit uns?“
Die russische Rockgruppe DDT fängt im Lied „Herbst“ («Осень») eine gesamtgesellschaftliche Stimmung der Orientierungslosigkeit ein. Gemessen an der Popularität dieser Rockballade könnte sie als inoffizielle russische Hymne der Jelzinjahre gelten. Dabei ist es kein magischer „Wind of Change“, der durch diese Strophen weht. Bei dem rauen Herbstwind der Ratlosigkeit des Jahres 1992 möchte man lieber den Kragen hochkrempeln. Im selben Jahr gaben 66 Prozent der Russen in einer Umfrage an, das Ende der Sowjetunion zu bedauern. Obwohl das an Gorbatschow gerichtete „Danke für die Freiheit“ heute weniger kleinlaut klingt, bleibt er für viele ein „Verräter“. Noch 2013 war die Hälfte der Befragten einer Studie überzeugt, das Ende der Sowjetunion wäre vermeidbar gewesen. Auch Gorbatschow selbst vertritt diese Haltung. Historiker sprechen in diesem Zusammenhang gern von einem Selbstmord nolens volens. Mit den Worten des Schriftstellers Wiktor Pelewin wurde die späte Sowjetunion „so sehr verbessert, dass sie zu existieren aufhörte“ – falls ein Staat ins Nirvana gelangen könne, sei dies der Fall gewesen.
Die Frage nach dem Anfang vom Ende der Sowjetunion könnte indes lauten: Kam zuerst Krise oder Reform? Zuweilen wird eine Kontinuität zwischen den beiden poststalinistischen Reformperioden und dem Ende der Sowjetunion hergestellt: Ohne Chruschtschows „Tauwetter“ keine Perestroika. Ohne Gorbatschows Perestroika kein Ende der Sowjetunion. Letztlich geht es in diesem Narrativ auch um die Frage nach der historischen Rolle der jungen progressiven Elite der Tauwetterperiode, den so genannten „Sechzigern“ (Schestidesjatniki), zu denen sich auch Gorbatschow selbst zählt.
Unter den „Sechzigern“ kann man sich, um eine grobe Vorstellung zu bekommen, eine Art sowjetisches Äquivalent zu den westlichen 68ern vorstellen – auch wenn dieser Vergleich eher vage bleibt. Im engeren Sinne werden sie als Vertreter einer progressiven Richtung unter sowjetischen Intellektuellen der 1960er-Jahre

links: Sowjetische Briefmarke aus dem Jahr 1988: „Die Perestroika ist das Verlassen auf die lebendige Kreativität der Massen"; rechts: Russische Briefmarke, die den Liedermacher Bulat Okudschawa – einen Helden der „Sechziger" – zeigt

verstanden. Eine eindeutige Abgrenzung zu Dissidenten ist deshalb nicht immer möglich. Oft sind staatskritische Intellektuelle und künstlerisch Schaffende gemeint, die im öffentlichen Leben in Erscheinung traten, wie Schriftsteller, Dichter oder Regisseure. Sie glaubten an eine Verbesserung des Sozialismus und eine Lockerung des Regimes von unten. Dabei waren die „Sechziger" sehr heterogen und vertraten durchaus unterschiedliche politische Ansichten.

Kinder des Tauwetters

Die „Sechziger" gelten als die geistigen „Kinder des 20. Parteitags" der KPdSU, auf dem Nikita Chruschtschow im März 1956 seine Rede „über den Personenkult und seine Folgen" hielt, besser bekannt als „Geheimrede". Durch Rehabilitierungen, das Ende der Massenrepression und des Personenkults sowie eine offenere Kulturpolitik wurden in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren von oben neue Gegebenheiten für Dissenz ermöglicht.

Die Zeit der „Sechziger" wird von Chruschtschows Rede 1956 und der militärischen Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 gerahmt. Beide Ereignisse wurden von den „Sechzigern" als einschneidende Wendepunkte empfunden, denn sie symbolisieren den Beginn und das Ende ihrer Hoffnung auf Veränderung. Stalins Tod 1953 – oder zumindest den politischen Bruch mit dem Stalinismus – erlebten die späteren „Sechziger" in jungen Jahren als prägend. Der russische Soziologe Wiktor M. Woronkow geht davon aus, dass sie 1956 zwischen 16 und 25 Jahren alt waren. Die Alterskohorte wird zum Teil deshalb noch weiter gefasst, weil es sich bei den „Sechzigern" eher um eine moralische als um eine politische oder soziale Bewegung handelte.

Die „westlichen" 68er setzten sich bekanntermaßen kritisch mit ihrer Elterngeneration auseinander – in der Bundesrepublik mit der NS-Vergangenheit, in Italien mit dem Faschismus. Auch in der Sowjetunion wurden die Einstellungen der Eltern zum Stalinismus hinterfragt. Denn viele „Sechziger" wuchsen nicht anders auf als die Mehrheit ihrer Altersgenossen: Der „Sechziger"-Dichter Jewgeni Jewtuschenko erinnert sich, wie er während einer Parade auf den Schultern seines Vaters saß und jene Kinder beneidete, die Blumen an Stalin überreichen durften. Bei anderen Vertretern der „Sechziger" wurden bereits die Eltern politisch verfolgt. So lernte der Schriftsteller Wasili Axionow seine Mutter, die mehrfach im Lager inhaftierte Dichterin Jewgenia Ginsburg, erst als 16-Jähiger kennen. Sie legte ihm ein Medizinstudium nahe. Einerseits würde er am Literaturinstitut ohnehin nicht angenommen werden; andererseits, so perspektivisch für die Zukunft, hätten Ärzte ja ein leichteres Leben im Lager… Wie Wasili Axionow hatten einige der „Sechziger" vielleicht kaum eine andere Wahl: Das Regime war gegen sie, also waren sie gegen das Regime.

Die enormen sozialen und kulturellen Unterschiede zwischen dem Stadt- und dem Dorfleben, zwischen den „Hauptstädten", Moskau und Leningrad, und der Provinz ließen das „Sechzigertum" vor allem zu einem Phänomen der beiden Großstädte werden. Besonders Moskau bot eine geeignetere Umgebung für Freidenker: Hier war der Zugang zu Informationen leichter, die Vernetzungsmöglichkeiten vielfältiger; hierhin zog es die kritischen Köpfe und angehenden Künstler aus den restlichen Teilen des Landes.

Bärtige Lyriker

Vielleicht wurde das „Sechzigertum" aus der Liebe zur Lyrik geboren. Es verwundert daher kaum, dass Liedermacher, Dichter und Schriftsteller, die nicht selten selbst „Sechziger" waren, zu ihren Symbolen und Helden wurden *(siehe Infobox)*. Die Begeisterung für Ernest Hemingway ließ Bärte unter „Sechzigern" modisch werden; sie lasen Remarque; auf ausländischen Radiosendern hörten sie westliche Musik. Viele „Sechziger" lernten Fremdsprachen, um beispielsweise ausländische Zeitungen lesen zu können. Angeregt verfolgten sie die Kontroversen der Zeit, beispielsweise um die Schriftsteller Boris Pasternak und Alexander Solschenizin. Überhaupt waren kulturelle und politische Fragen oft schwer voneinander abzugrenzen. So kursierte die dissidentische Literatur im Samisdat (Selbstherausgabe). Gerade diese informelle Form der Weitergabe von abgetippten oder handschriftlich über-

tragenen Schriften begünstigte u.a. die Herausbildung des „Sechzigertums“.
Typischerweise wurden und werden die „Sechziger“ weitestgehend isoliert von den 1968er-Bewegungen anderer Länder betrachtet. Selbst der Bezug zum Prager Frühling wird im Rückblick hauptsächlich hinsichtlich der Auswirkungen seiner Niederschlagung auf die Sowjetunion hergestellt. Auf dem Roten Platz demonstrierten im August 1968 nur Wenige gegen die sowjetische Militärintervention in Prag. Die Schriftstellerin und Publizistin Alla Gerber erinnert sich an diese „Mutigen“ und bedauert: „Wie viele andere Sechziger, war auch ich nicht dort.“ Dass sie schnell müde wurden und zu früh gingen, könnte man vielen der „Sechziger“ vorwerfen, resümiert Gerber. Das Eingreifen in Prag, das die Grenzen des Reformwillens der sowjetischen Führung aufzeigte, traf die Ideale der „Sechziger“ im Kern: ihren Glauben an Wandel. Jewgeni Jewtuschenko ließ seine tiefe Enttäuschung zwei Tage nach dem Einmarsch in Prag in ein Gedicht fließen, das erst zwei Jahrzehnte später veröffentlicht wurde. Es endet mit der Bitte an die Nachwelt, auf sein Grab zu schreiben: „Russischer Schriftsteller. Zerquetscht von russischen Panzern in Prag.“
Auf das „Tauwetter“ folgte die Regierungszeit Leonid Breschnews, die gemeinhin auf Stagnation reduziert wird. Die 1970er und 1980er Jahre waren durch eine Festigung der Herrschaftsbedingungen und eine weitgehende Entpolitisierung des Alltags geprägt. In gesamtgesellschaftlicher Tendenz begünstigte die gewandelte Sozial- und Konsumpolitik den Rückzug ins Private und das Arrangement mit den gegebenen Verhältnissen. Hatten die „Sechziger“ Anfang der 1960er Jahre noch vergeblich einen Dialog mit der sowjetischen Führung angestrebt, gingen sie Ende des Jahrzehnts zum Monolog über. Viele ihrer bekannten Figuren sahen sich vor allem in den 1970er Jahren zur Emigration gezwungen. Andere wählten die innere Emigration.

Generation Gorbatschows?

Die Perestroika strukturierte die politischen Möglichkeiten neu. Von einigen „Sechzigern“ wurde dieser Wandel mit Enthusiasmus aufgenommen und publizistisch begleitet. Andere kritisierten Gorbatschows Politik. So veröffentlichten Emigranten, unter anderem Axionow, 1987 einen „Brief von zehn“ an Gorbatschow in *The New York Times*, in dem sie fragten, inwiefern die Reformpolitik tatsächlich von Dauer sein würde Der Überzeugung, die „Sechziger“ hätten zum Ende der Sowjetunion beigetragen, liegt in der Regel die Annahme zugrunde, die Perestroika sei erst aus den Ideen der „Sechziger“ erwachsen. Gorbatschow bezeichnete das Jahr 1968 als eine Wende zum Neostalinismus, durch die sich die „Perestroika um zwanzig Jahre verspätet hatte“.
Im Rückblick sind die Assoziationen mit der Lebensrealität der späten 1980er die sozioökonomischen Folgen der Reformpolitik: leere Theken und ausbleibende Löhne. Bei aller Kritik sprechen die „Sechziger“ Gorbatschow in der Regel den guten Willen nicht ab; jedoch bestreiten einzelne Vertreter der „Sechziger“-Generation, dass Gorbatschow einer von ihnen sei. Natürlich ist hierbei entscheidend, wie weit der Begriff „Sechziger“ gefasst wird. Sind damit nur bekannte Figuren der 1960er Jahre gemeint, oder auch jene, die sich, wie Gorbatschow, deren Ideen nahe fühlten? Aber die Frage nach Gorbatschows Zugehörigkeit zu dieser Generation zeigt vor allem politische Differenzen unter den Sechzigern auf. Bemerkenswert ist deshalb, dass die Gorbatschow-Stiftung 2011 eine Konferenz unter dem Titel ausrichtete: „Die Generation Gorbatschows: Die Sechziger im Leben des Landes“. Ein Teilnehmer bezweifelte diese Bezeichnung, da sich in den 1990er Jahren durchaus auch ein Teil der „Sechziger“ hinter die liberale Politik Boris Jelzins gestellt hatte.
Die „Sechziger“ seien wie eine Krankheit des Systems gewesen, aus dem sie selbst hervorgegangen waren, meint der Schriftsteller und Journalist Alexander Kabakow, der sich selbst eher als „jüngeren Bruder“ der „Sechziger“ versteht. Mit dem Organismus hätten sie auch sich selbst getötet – was ihr „leidvolles Schicksal“ in der postsowjetischen Zeit erkläre, so Kabakow. Tatsächlich erhielt die Bezeichnung „Sechziger“ im Zuge von Neueinschätzungen der jüngeren Geschichte neben der positiven auch eine herablassende Konnotation: Den einstigen Helden wird Naivität vorgeworfen – sofern es denn, abgesehen von geschichtsbewussten Menschenrechtlern und politischen Stiftungen überhaupt noch jemanden interessiert, was aus dieser Generation geworden ist. Es bleiben ihre Lieder, Romane und Filme.
Wenn die „Sechziger“ auch nicht die „Generation Gorbatschows“ sein mögen, so werden ihnen gegenüber ähnlich polarisierende Standpunkte bezogen. Des Einen Triumph über den Totalitarismus ist des Anderen Zerstörung der Sowjetunion. Zumindest in diesem Sinne teilen die „Sechziger“ und Gorbatschow ein ähnliches Schicksal. □

Das Ende der Sowjetunion in der Historiographie
An der Frage nach der Vermeidbarkeit des Endes der Sowjetunion spalten sich Historiker in Essentialisten und Revisionisten. Erstere sehen entweder die politische Kultur oder den totalitären Charakter des Regimes als Ursache für den unvermeidbaren „Zusammenbruch“ an. Revisionisten kritisieren diesen Geschichtsdeterminismus. Ihre multikausalen Interpretationen werden dafür bemängelt, dass sie das Ende nur durch äußere Faktoren erklären könnten. Die Diskussion zwischen Essentialisten und Revisionisten lässt sich auf die Frage zuspitzen: Kam zuerst Krise oder Reform?

Helden der „Sechziger“
Dichter und Chansonnier Bulat Okudschawa (1924–1997) – manchmal Georges Brassens, manchmal Bob Dylan der Sowjetunion genannt; Dichter Ewgeni Ewtuschenko (*1933), aber auch Andrei Wosnessenski (1933–2010), Joseph Brodsky (1940–1996), Alexander Galitsch (1918–1977) und Robert Roschdestwenski (1932–1994)

„Kindheit war schon damals aufregend“

Das Kindsein war nicht immer ein so stark geschützter Zeitraum im Leben eines Menschen, wie heute. Ein Blick auf Kindheit(en) im Deutschland der Jahrhundertwende.

Deutschland um 1900. Hochindustrialisierung und Urbanisierung prägen den Zeitgeist, gleichzeitig nimmt die städtische Arbeiterbevölkerung zu. Das Bürgertum präsentiert sich zwar selbstbewusst nach außen und prägt die Gesellschaft mit seinen Wertevorstellungen und Familienidealen, trotzdem hat es politisch nur begrenzte Ambitionen. Das Land ist zugleich geprägt vom gesellschaftlichem Wandel, aber auch von Obrigkeitshörigkeit, geführt von einem medial präsenten Kaiser, der den zunehmenden Militarismus in alle Bereiche der Gesellschaft propagiert. Während sich immer differenziertere Privaträume und individualistische Tendenzen auftun, gibt es doch noch strikte Hierarchien und klar gefasste Rollenbilder. Wie hat dieses Spannungsfeld die Kindheit beeinflusst, welche Erwartungen wurden an Kinder gestellt? Darüber sprachen wir mit Teresa Thieme, Kuratorin der Ausstellung „Spielräume“ im Stadtmuseum Jena, und der Historikerin Sandra Leinert.

***unique*: Wie sind Kinder um 1900 aufgewachsen, wie haben sie gelebt, gespielt, wie sind sie sozialisiert worden?**
Thieme: Die Erziehung war sehr streng. Die Eltern sind weniger auf die Bedürfnisse des Kindes eingegangen, das Kind musste auf das eingehen, was vor allem der Vater sagte. Dieser spielt mehr und mehr eine wichtige Rolle innerhalb der Familie als die Autoritätsperson, der sich auch die Mutter unterzuordnen hat. Dass der Vater sogar gesetzlich als Oberhaupt der Familie feststand, hat sich erst im Kaiserreich ergeben. Kinder sollten so gehorchen, wie sie später auch dem Staat gehorchen und in der Gesellschaft auftreten sollten. Durch Disziplin, durch Strenge und vor allem eben durch Selbstdisziplin.

Inwieweit war die Kindererziehung vom Militarismus geprägt, inwieweit von Reformen?
Thieme: Spielzeug ist vermehrt militärisch und beschäftigt sich oft mit der Marine oder mit Soldaten. Man kann davon ausgehen, dass Kinder auch auf diesem „spielerischen“ Wege gewollt frühzeitig militarisiert wurden. Zum anderen waren Kinder ja auch im Alltag eingebunden in den Staat. Bei Aufmärschen waren sie immer präsent, damit war dies für Kinder etwas sehr Normales, Alltägliches. Gleichzeitig bricht das konventionelle Denken auch mehr und mehr auf, immer mehr Wissenschaftler beschäftigen sich mit der Frage, was Kindheit eigentlich ist: Gibt es eine Kinderseele? Die Wissenschaft bemerkt immer mehr die Notwendigkeit, sich in die Kinder hinein zu versetzten und sie eher zu fördern, sie dazu zu bewegen, sich selbst zu entdecken. Das, was bereits in den Kindern schlummert, soll hervorgeholt werden.

Dann ändert sich auch die Sichtweise der Erwachsenengeneration auf die Kinder?
Thieme: Ja, sehr stark. Zunächst nur bei Einzelpersonen. Die Psychologie wird wichtiger und beschäftigt sich zunehmend mit der Kindheit. Es entstehen schon im 19. Jahrhundert die ersten Kinderschutzgesetze. Kinderarbeit wird zum ersten Mal gesetzlich geregelt, Arbeitszeiten werden begrenzt, es wird festgelegt, in welchen Bereichen Kinder arbeiten dürfen. Die Schulpflicht trägt dazu bei, dass die Kinder nicht mehr so viel arbeiten können. Natürlich existieren Kinderschutzgesetze zuerst einmal auf dem Papier. Im Kontext von Fabrikarbeit ist Kontrolle relativ leicht realisierbar, dort gibt es Inspektoren, aber in der Landwirtschaft und Heimindustrie und zu Botengängen werden Kinder weiter heran gezogen. So ist die Dunkelziffer immer noch hoch.

Spielsachen sind ja heute noch ein wichtiger Teil des Kindseins. Waren diese damals auch eine Art Status-Symbol in gehobenen Kreisen, weil man seinem Kind „etwas bieten konnte“?
Leinert: Ja, in bürgerlichen Kreisen. Das fing bei der Kleidung an und ging beim Spielzeug weiter. Das typische Mädchenspielzeug, die Puppe, gab es in den unterschiedlichsten Ausführungen, von der einfachen, selbstgemachten Lumpenpuppe der Arbeiterklasse bis hin zu teuren Ausführungen im gehobenen Bürgertum mit Porzellanköpfen oder aus Wachs. Auch die Kleidung der Puppe spiegelte die soziale Schicht wieder. Es gibt prunkvolle Ausführungen, mit denen das Bürgermädchen kaum spielen durfte, eben weil sie so wertvoll war.

Thieme: Es wurde vermehrt Kinderspielzeug auf den Markt gebracht und gebaut, um auf die Bedürfnisse des wachsenden Mittelstandes einzugehen. Dabei hat sich eine Industrie entwickelt, in der wiederum Kinderarbeit stattfand. Daraus ergibt sich ein gewisser Widerspruch – Kinderarbeit wurde ausgeübt, um anderen Kindern eine Freude zu machen.

Spielzeug hat ja immer auch den Aspekt, dass es Kinder auf das spätere Leben vorbereiten soll. Inwieweit wurde es genutzt, um bestimmte Rollenbilder, Werte und Ideologien zu transportieren?
Leinert: Spielzeug ist gerade zu dieser Zeit auch Erziehungsinstrument und Vorbereitung auf das spätere Leben. Das gilt für die Mädchen, die mit Puppe, Puppenhaus und Spielzeug-

v.l.n.r.: Atelieraufnahme einer bürgerlichen Familie (um 1880); Kinder im Hof der Krautgasse (Jena um 1905); Mädchen mit Schärpe in Kaiserfarben (Jena um 1900)

geschirr oder kleinen Nähmaschinen auf ihre Rolle als Mutter und Hausfrau vorbereitet werden sollten und damit gleich im Spiel die Tätigkeiten der eigenen Mutter nachahmen konnten. Gewissenhaftigkeit und Demut waren vor allem für Mädchen wichtig. Beim Jungen war das Spektrum an Spielsachen größer, darunter fallen Gesellschaftsspiele, militärisches Spielzeug oder auch viele Spielsachen, die mit der Aneignung von Wissen verbunden waren.

Thieme: Gehorsam, Ordentlichkeit, Sauberkeit und Pünktlichkeit waren für beide Geschlechter wichtig. Das Kind durfte nicht weinerlich sein. Emotionalität, Trotzigkeit und bockiges Verhalten waren nicht gerne gesehen.

Arbeiterkinder mussten also oft selbst arbeiten oder zumindest mithelfen, hatten also weniger Freizeit. Waren sie trotzdem in ihrem Kindsein freier und weniger durch die Eltern vorgeprägt als Kinder aus bürgerlichen Verhältnissen?
Thieme: Das kann man so sagen. Kinder ärmerer Familien mussten einen Beitrag zum Einkommen der Familie leisten, trotzdem waren sie im Gegensatz zu den Bürgerkindern, die den Großteil des Tages im Haus verbrachten und dieses nur unter Aufsicht verließen, wesentlich freier. Arbeiterkinder hatten zu Hause keinen Platz, um sich zu entfalten, damit hat sich die Kindheit der unteren Bevölkerungsschichten auf der Straße abgespielt. Die Forschung spricht auch von Straßensozialisation, dort wird alles für das spätere Leben erlernt. Man muss sich durchsetzen können. Die Sozialisation erfolgt vor allem im Kontext mit anderen Kindern – ganz im Gegenteil zum Bürgertum, wo wenig Kontakt stattfindet und dieser bestimmt wird durch Erwachsene. Auch bei Arbeiterkindern ergibt sich eine Unterscheidung zwischen Jungen und Mädchen; Jungen waren freier, da Mädchen sich vielfach um ihre jüngeren Geschwister kümmern mussten. Ansonsten waren Kinder aus unteren Schichten definitiv freier im Leben und Erleben, sie schafften sich ihre Spielräume selbst, schlossen sich zu Banden zusammen und waren im Straßenbild präsent.

Wie begegneten sich die Kinder aus den unterschiedlichen Schichten? Begegneten sie sich überhaupt?
Leinert: Kontakt wurde vermieden, um keinen schlechten Einfluss der „Schmuddelkinder“ auf Kinder aus gutem Hause zu ermöglichen. Bürgerliche Eltern hatte große Angst davor, dass sich ihre Kinder schlechte Verhaltensweisen abschauen könnten. Auf dem Land spielten auch Kinder von Großgrundbesitzern teilweise mit den Bauernkindern, es bestand in dieser Hinsicht eine größere Freiheit als in der Stadt.

Was nehmen die heutigen kleinen Besucher aus der Ausstellung mit?
Thieme: Ich hoffe viel. Viele Kinder denken, dass Kindheit um 1900 total furchtbar war. Die meisten Bilder von damals zeigen steife, gestellte Atelieraufnahmen, in denen die Kinder nicht lachen und sich nicht bewegen dürfen. Dabei war Kindheit schon damals aufregend, das erfahren die Kinder hier.

Leinert: Viele der klassischen Kinderbücher, *Struwwelpeter*, *Heidi*, *Die Biene Maja* usw. sind damals entstanden und werden heute noch geliebt. Zum ersten Mal kam Literatur auf, die nicht nur explizit für Kinder geschrieben war, sondern auch die Perspektive von Kindern einnahm, nicht nur belehrend von oben aufgepfropft durch den Erwachsenen.

Und zum Schluss noch eine persönliche Frage – wären Sie gerne noch einmal Kind? Und wenn ja, dann um 1900?
Leinert: Für einen Tag, zum Hineinschnuppern...

Thieme: Zeitreisen würde ich wirklich gerne, kurz gucken und dann wieder zurück. Ich möchte durch die Stadt laufen, unsichtbar, um zu schauen, wie es damals war. Dann ist es natürlich egal, ob ich Kind bin oder erwachsen.

Vielen Dank für das Gespräch!

Das Interview führte Ladyna.

The Not So Secret History of Queer Disney

Disney movies are often viewed as a stronghold of fairy tales and classical romance. But a closer view shows signs of queerness beneath heteronormativity.

by Anna

Once upon a time, there was a poor but beautiful girl. One day she met an equally beautiful prince. They fell in love instantaneously, married, and had beautiful children. And they lived happily ever after" – We all know the seemingly classic fairy tale story, not least thanks to the work of the Walt Disney Company that has brought more than 50 animated feature films to the big screen or to our home screen. Quite a number of them is based on fairy tales written down by the Brothers Grimm or Hans Christian Andersen. While, sometimes, the details of the fairy tales are given a twist, the basic storyline remains the same: boy meets girl, girl meets boy. There isn't a story where boy meets boy, or girl meets girl – or is there?

Disney's most successful animated fairy tale adaptation to date, *Frozen*, which is loosely based on Hans Christian Andersen's *The Snow Queen*, is the first not to have the main character, Elsa, meet and marry a man. This has led to widespread speculation throughout the Internet whether Elsa might be a lesbian, quickly resulting in the #GiveElsaAGirlfriend on Twitter. The movement requesting a lesbian partner for Elsa in a potential sequel of the film has gained widespread popularity and is supported by many celebrities, most prominently by Idina Menzel herself, who has lent Elsa her voice in *Frozen*.

Would it be the first time Disney openly featured gay characters on screen? Not quite, if you follow the direction several scholars in the field have taken.

Whether or not the company will grant 'Lesbian Elsa'-fans their wish, Disney's unofficial gay history started as early as in the 1930s, even though not necessarily promoted by the company itself: historical evidence hints at the usage of "Mickey Mouse", the name of Walt's most famous cartoon character to date, as code to refer to gay clubs. And even though the Disney company during its founder's reign was far from encouraging homosexuality, the tale of the 'outsider', often prominent in Disney movies, did its own to appeal to the homosexual community. So did the depictions of villains: precisely because tales like *Snow White*, Disney's first animated fairy tale movie, and its successors like *Cinderella*, and *Sleeping Beauty* can be read as a triumph of heterosexuality, their villains were celebrated by the gay community because of their disruptive role of said heterosexuality. However, here, the notion of queerness lies within the audience of the films and not necessarily within the films themselves.

A Gay Genie in *Aladdin*?

Interpretations regarding the queerness of Disney characters have been dared to make regarding the few actually male villains in Disney movies: Honest John and Gideon from *Pinocchio* have been interpreted as a gay couple, and so have Captain Hook and Smee in *Peter Pan*. "Smee and Hook and Aladdin and the Genie stand out as 'queer' because they have a somewhat deep relationship and spend a lot of time together, caring about each other in different ways.

We don't have many cultural categories to make sense of that," comments H. Peter Steeves, professor of philosophy and phenomenology at DePaul University in Chicago. An expert concerning all Disney things, he has published several books and articles dealing with interpretation of Walt Disney's movies and theme parks. A particular research interest of his has been *Beauty and the Beast*. Along with *The Little Mermaid* and *Aladdin*, *Beauty and the Beast* is one of the films that has been produced with Howard Ashman as lyricist and Andreas Deja as supervising animator, respectively – both openly gay men. It seems that the presence of openly homosexual people working on the films opened the door for interpretations of the story to that end, a notion that is further supported by the creators themselves: Deja admitted his homosexuality influenced the drawings of his characters. When developing Aladdin's counterpart Jafar, Deja admitted to thinking of him as gay, in order to be able to give him his elegance and melodrama. The Genie in "Aladdin" is another case in point; here, it is especially Ashman's lyrics which lead to an interpretation of the figure as queer. It is widely accepted that Robin Williams contributed heavily to the final character depiction of the Genie, yet, Ashman had written the songs for the character even before Williams had been signed on. As Sean Griffin reflects in his book *Tinker Belles and Evil Queens: The Walt Disney Company from the Inside Out*, "the Genie promotes him [Aladdin] shamelessly by pointing out 'That physique! How can I speak? Weak at the knee,' and describing how he 'got all dolled up and dropped by'", to give but one example allowing an interpretation of Genie as a gay male, admittedly of caricaturist nature – and yet, Genie is the not-so-secret hero of the movie.

The possibility of homosexuality is hinted at far more subtly for the antagonist Gaston in *Beauty and the Beast*. Both Ashman and Deja worked together on the 1991 film. Reading Gaston as gay, the story gains another layer of meaning: why was Gaston so set on pursuing the beautiful main character Belle as his love interest, when obviously he could have had any other girl in town? Disney expert Steeves pursues the theory that it is precisely because he couldn't get to her that he focused on her: Belle provided the perfect excuse for not wooing any other women without having Gaston's sexual orientation questioned; and he does this publicly so that he can display his "heterosexuality" to the crowds, knowing he would never have to make good on it. All further action falls into place and can be equally interpreted in the light of Gaston's homosexuality, according to DePaul University's Steeves.

In this respect, perceiving Gaston as gay is a valid interpretation. His solo-song in *Beauty and the Beast*, written by the already mentioned openly gay Ashman, adds to this perception by filling Gaston's song with lines along the way of "In a wrestling match nobody bites like Gaston" and "ev'ry last inch of me's covered with hair" addressing close physical contact between the men. This all happens in a "hysterical male impersonation" number, as Sean Griffin refers to it, so incredibly exaggerated that it becomes almost impossible to take this much open flaunting of testosterone seriously.

So, the characters' homosexuality is a sure thing, then? Not necessarily. "Trying to find out what a work of art really means might involve looking at what the artist says, but really, his or her take on the art should not be given any more weight than another commentators'," says Steeves when confronted with the question whether the creators' sexual orientation determines the character interpretation. "The artists are just people, too, with a history and perspective and a set of assumptions about the world and the art, but they have no privileged perspective." According to Steeves, the real question is, whether a queer reading of a film or a character might give it more meaning and elucidate it in ways that were inconceivable before.

Gaston as tragic anti-hero?

Interpreting *Beauty and the Beast* as an allegory for the evils of homophobia does exactly this: only because Gaston is afraid of his fellow townspeople's judgment does he pursue Belle and meets his tragic end. Rather than aiming at destroying Belle's and the Beast's relationship, the story of gay Gaston paints him as a pained character who acts the way he does out of fear. His homosexuality is despised by the supporting characters in the film. In contrast to this, "heterosexuality achieves a taken-for-granted status […] not because it is ordinary, but because hetero-romance is depicted as powerful," explains Karin Martin, professor at the University of Michigan, mainly concerned with the sociology of gender

and sexuality, in a recent article. The article "Hetero-Romantic Love and Heterosexiness in Children's G-Rated Films" published together with Emily Kazyak in *Gender and Society* finds that in Disney movies, the idea of heteronormativity – that heterosexuality is the only acceptable form of sexuality – is a prevalent one. True, heterosexual love can break spells or change laws. However, taking Gaston as a gay character and see what he endures to hide his homosexuality for fear of retribution, the positive picture usually painted of heterosexual love in Disney's animated movies is called to the stand.

Different times, different views

The real issue of interpretation lies deeper than simply the question for homo- or heterosexuality. "All art has a complicated relationship with culture in that it is bi-directional. As an artefact of culture, art cannot help but display and contain the values of that culture. So art is a reflection," explains phenomenologist Steeves. "But it also is constitutive of culture. It helps create values as well as reflect them. We see that the answer to a question is shaped by the question – and that question has, in turn, been shaped by past answers to other questions. Art and society thus have this feedback loop. We can expect that there will be changes in each, and it won't be easy to pin down where it starts," muses Steeves in unison with many art and literary critics of our and past times. Thus the question, whether certain movie characters may be gay (and how we interpret their homosexuality) is ultimately depending on the current state of our culture: A reading of *Beauty and the Beast* right after its publication in the early 90s might have been different from today's reading – or from a reading twenty years from now. Equally, it will possibly differ depending on the sex, age, sexual orientation, and economic situation of the viewer.
Will we get to see Elsa in a lesbian relationship in *Frozen 2*? Maybe. Will Elsa's sexual orientation be left for interpretation, as so many characters' before her? This seems more probable. After all, the Disney corporation is in business for selling dreams and fairy tales. And as we all know, dreams are subject to interpretation. □

(Un)typisch chinesisch

Die Zeichnerin Yi Luo spricht über ihren Comic *Running Girl*, das Erlernen der deutschen Sprache und euro-asiatische Küche.

von Frank

Das Auto rast vorbei, ein gegröltes „Ausländer!", ein Lachen – dann verschwindet der Wagen in der Dunkelheit, die chinesische Studentin schaut ihm erschrocken nach. „Ausländer!" zieht sich quer über das Comic-Panel, die Situation hat Zeichnerin Yi Luo selbst erlebt, eines Nachts auf dem Heimweg von der Arbeit in einem Sushi-Restaurant. Mit der Protagonistin ihres Comics Running Girl *teilt sie nicht nur dieses Erlebnis und den Kellnerjob im Sushi-Restaurant.*
Wie ihre Protagonistin Li kam Yi Luo 2007 aus China nach Deutschland, ging in Augsburg zur Uni – und hatte am Anfang große Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache, fühlte sich oft alleine. Auch vor Running Girl *hatte sie dieses Gefühl schon durch das Zeichnen von Comics verarbeitet:*

***unique*: Hast du dich bewusst dazu entschlossen, Themen wie Fremdsein oder Integration in deinen Comics zu nutzen?**
Yi: Fremdsein und Alleinsein sind schon ein Thema in meinen Comics, denn es ist ein Problem, mit dem ich mich selbst sehr lange beschäftigen musste. Es ist nicht so, dass ich dieses Thema unbedingt besprechen oder irgendwie ‚engagiert' sein wollte – aber es ist eben Teil meines Lebens, darum thematisiere ich es.

Ihr Comic Running Girl *spielt 2009. Mittlerweile komme sie wesentlich besser zurecht und versuche darum auch, anderen zu helfen, die ähnliche Probleme haben, wenn sie an einem fremden Ort neu ankommen, „ihnen zeigen, dass sie nicht alleine sind mit solchen Startschwierigkeiten".*
Yi selbst begann, Deutsch zu lernen, indem sie Comics auf Deutsch las – als Medium, bei dem vieles über Bilder transportiert wird, wesentlich einfacher zu verstehen als etwa ein Roman. „Für mich war es einfacher, denn ich denke schon ziemlich viel in Bildern", erinnert sie sich. Das Erfolgserlebnis, etwas verstehen zu können, motivierte sie, sich mit der Zeit mehr zuzutrauen. „Ich denke auch mittlerweile viel auf Deutsch", erzählt sie. Auch ihren Blog verfasst „Yinfinity", so ihr Pseudonym, meist auf Deutsch, teilweise Englisch. Ihre dort veröffentlichten Comics zeichnet sie mittlerweile fast ausschließlich auf Deutsch und übersetzt sie nur selten im Nachhinein ins Chinesische.

In China selbst würden sich weniger Leute für meinen Zeichenstil interessieren, denn dort ist eben der Manga-Stil viel größer und beliebter.

Hast du deinen Stil denn auf dein „europäisches Publikum" angepasst?
Ich habe in China selbst viele Manga gelesen, auch ein bisschen mit diesem Stil zu zeichnen angefangen, aber ich wollte irgendwann von den stereotypen Mangafiguren weg kommen. Das hatte nichts damit zu tun, was

Panel aus Li Yuos Comic Running Girl (2016)

den Lesern hier besser gefällt – es ist einfach der Zeichenstil, den ich selbst gerne mag.

Die deutschen und asiatischen Figuren in *Running Girl* sind sich sehr ähnlich; die Gesichtszüge etwa unterscheiden sich nur marginal voneinander…
Ja, ich habe absichtlich nicht so ‚typisch asiatische' Figuren gezeichnet. Ihr habt ja typische Bilder davon im Kopf, wie Europäer fast immer Asiaten zeichnen: kleine Augen, langgezogenes Gesicht. Ich möchte Menschen zeichnen, die gar nicht unbedingt Asiaten bzw. Chinesen sein müssen, denn die Geschichte in *Running Girl* könnte überall passieren. Die Probleme, die der Hauptfigur begegnen, könnte auch ein Amerikaner in Deutschland erleben – oder vielleicht ein Norddeutscher in Bayern *(lacht)*. Deswegen wollte ich nicht zu sehr das ‚Chinesische' thematisieren…

Die Frage, was für Deutsche „typisch chinesisch" ist, thematisiert Yi in Running Girl *auch anhand ihrer eigenen Erfahrungen im Sushi-Restaurant: „Die Köche geben sich viel Mühe, etwas zuzubereiten, das weder japanisch noch chinesisch ist", stellt ihre Protagonistin dort an einer Stelle fest. Yi muss kurz lachen, als ich sie auf diese Stelle anspreche:*
Ich weiß nicht, wer damit angefangen hat – irgendwer hat die asiatische Küche mal für die Deutschen angepasst und andere Restaurants haben das dann wohl nachgemacht. Es gibt Leute, die wirklich japanisches Sushi essen möchten – aber sie haben keine Ahnung, wie authentisches Sushi schmecken muss. Dann suchen sie sich eben ein asiatisches Restaurant, das auch Sushi anbietet. Und solange sie danach glücklich sind, weil es ihnen geschmeckt hat, ist das doch toll *(lacht)*.

Ob sich Yi durch ihren nun fast zehnjährigen Aufenthalt in Deutschland ebenso verändert hat wie die fernöstlichen Rezepte? Die Zeichnerin überlegt lange.
Bestimmt habe ich mich verändert. Das hat aber vielleicht nicht so sehr was mit Deutschland an sich zu tun, sondern eher mit den Menschen in meiner Umgebung – nicht, weil sie deutsch sind oder chinesisch sind, sondern einfach interessante Leute, mit denen ich mich gerne unterhalte.

In ihrem ersten Jahr in Deutschland, als sie noch in Karlsruhe lebte, umgab sich Yi weitgehend mit anderen chinesischen Studierenden, doch das wurde ihr bald zu einseitig – außerdem wollte sie ja ihr Deutsch verbessern. „Für viele chinesische Studenten ist es eben auch ein Kommunikationsproblem; es fällt eben einfach leichter, untereinander zu quatschen." Das gleiche habe sie allerdings auch in China erlebt: Dass Deutsche dort auch viel mehr unter sich sind, als dass sie mit den Chinesen kommunizieren. „Vielleicht ist das ganz normal", sagt Yi.
Auch nach ihrem Studium würde sie gerne in Deutschland bleiben, wo sie die Menschen als sehr offen und tolerant erlebt hat. Aber natürlich hat sie noch ihre Familie daheim in China – Yi ist Einzelkind, und sie kann und will ihre Verantwortung gegenüber ihren Eltern nicht ignorieren. „Darum werde ich versuchen, unabhängig von einem bestimmten Ort zu bleiben, als Freelancerin." Sie möchte als Zeichnerin oder Illustratorin, vielleicht auch im Bereich Animation in der Filmbranche arbeiten, denn sie studiert mittlerweile Animation an der Filmakademie Baden-Würtemberg in Ludwigsburg. Außerdem plant sie weitere Comic-Bücher – unter anderem einen zweiten Teil von Running Girl.
Den ersten Band hat Yi kürzlich einer Kommilitonin aus dem Iran geschenkt, die selbst noch Probleme damit hat, Deutsch zu sprechen. Sie hatte ja schließlich selbst ihre Anfänge damit gemacht, zunächst Comics in einer Sprache zu lesen, die man zu lernen versucht:
Ich sagte ihr: Ich kenne diese Situation, ich kenne das Gefühl, aber es geht vorbei. Und ich habe versucht, ihr Mut zu machen mit dem Comic, der zeigt, was ich selber erlebt habe. ◻

Yi Luo (Yinfinity)

zeichnet Comics und hat in Augsburg Kommunikationsdesign mit Schwerpunkt Illustration studiert. Mittlerweile studiert sie Animation in Ludwigsburg. Ihr Comic Running Girl *ist bei Reprodukt erschienen. Ihren Blog findet ihr unter www.the-yinfinity.com*

Von Vatermördern und Mörderkindern

Junge und Alte haben sich im Kino teils bis aufs Blut bekämpft – aber auch unerwartete Allianzen gebildet. Eine Auswahl von zehn Filmen zu Generationsbeziehungen.

von David

Les 400 coups / Sie küssten und sie schlugen ihn
(François Truffaut, Frankreich 1959)
Antoine wird in der Schule von autoritären Lehrern, zuhause von gleichgültigen Eltern schikaniert. Er schwänzt oft die Schule und begeht kleine Gaunereien, bis er schließlich auf Veranlassung seiner Eltern in ein Besserungslager für Jugendliche abgeschoben wird. Mit diesem Film, einem der ersten, der konsequent aus Perspektive eines Kindes erzählt wird, begann die „nouvelle vague“, eine der einflussreichsten Filmreformbewegungen der Kinogeschichte: so wie Antoine seine eigene Mutter für tot erklärt, proklamierten François Truffaut und andere Filmemacher den Tod des biederen französischen Mainstreamfilms. Zur Inspiration für ihre Filme suchten sich Truffaut und Co. neue „Väter“, und fanden sie unter anderem in den Hollywood-Regisseuren Alfred Hitchcock und Howard Hawks. Retrospektiv lässt sich *Les 400 coups* auch als Kindheitsportrait jener Generation verstehen, die zehn Jahre später in Paris auf die Barrikaden stieg.

La minorenne / Valeria – Leidenschaften einer Minderjährigen
(Silvio Amadio, Italien 1974)
La minorenne wurde als „commedia sexy all’italiana“, als erotische Komödie, vermarktet, könnte allerdings kaum deprimierender sein: Valeria wurde als kleines Kind von ihren Eltern in eine Klosterschule gesteckt. Nach ihrem Abschluss kehrt sie in eine „Freiheit“ zurück, die nicht weniger gruselig als das katholische Lehrinstitut ist. Sie sieht sich finanziell reichen und emotional armen Eltern gegenüber. Beide Parteien haben sich nichts zu sagen – ein eisig schweigsames Abendessen „zelebriert“ Valerias Rückkehr. Unerwünschte Aufmerksamkeit bekommt sie vom schmierigen Liebhaber ihrer Mutter, der sie sexuell belästigt. Die Gleichaltrigen verbergen ihren Zynismus und ihre emotionale Kälte hinter schnellem Sex. Von der Elterngeneration entfremdet und ohne Anschluss an ihre eigene (68er-?)Generation entscheidet sich Valeria schließlich resigniert für ein Leben als Aussteigerin.

Heimat – eine deutsche Chronik: Hermännchen, 1955/56
(Edgar Reitz, BRD 1984)
Die TV-Serie *Heimat* blickt in über 15 Stunden auf drei Generationen im fiktiven Hunsrück-Dorf Schabbach, von 1919 bis 1982. In der emotional intensivsten Episode entfremdet sich Teenager und Nesthäkchen Hermann, gesegnet mit der „Gnade der späten Geburt“, von seiner Familie und der repressiven Aufbruchsidylle des Wirtschaftswunders. Eine Flucht findet er in der Liebe zur zehn Jahre älteren Klärchen, einer Zugezogenen. Als die Liebschaft im Dorf bekannt wird, kommt es zum Eklat: Hermanns Mutter und sein ältester Bruder, die als ehemals glückliche Mitläufer wissen, was anständig ist, tun alles, um mithilfe von Intrigen das Leben des jüngsten Familienmitglieds und das seiner Liebhaberin zu zerstören.

Nowhere / Nowhere – Eine Reise an den Abgrund der Seele
(Gregg Araki, USA / Frankreich 1997)
Wie lästig Eltern sein können, wenn sie einen mitten beim Masturbieren unterbrechen. Zum Glück verspricht die nächste Party ein bisschen Abwechslung bei queerem Sex, synthetischen Drogen und Indie-Rock. Dumm nur, dass ausgerechnet an diesem sonnigen Tag in L. A. Aliens auftauchen und reihenweise Teenager wegbeamen, während ein fundamentalistischer

ILJA NIEDERKIRCHNER IST

Mister Dynamit

DIE RÜCKKEHR DES SUPERCOMPUTERS

MISTER DYNAMIT
#GroßesFinale
#DieRückkehrDesSupercomputers

Theaterserie des Regieteams *zweite reihe*
und des Theaterhauses Jena

Ab 17. Februar 2017, Probebühne
www.theaterhaus-jena.de

KULTURSTIFTUNG DES BUNDES
zweite reihe
JENA THEATERHAUS

Gefördert im Fonds Doppelpass der Kulturstiftung des Bundes

Anzeige

TV-Prediger mit telepathischen Kräften unter den Feierwütigen eine Mord- und Selbstmordwelle auslöst. *Nowhere* ist der zornig-wüste Abschluss von Gregg Arakis sogenannter „teenage apocalypse trilogy“, die sich dem Leben und Sterben junger Menschen der „Generation AIDS“ widmet.

¿Quién puede matar a un niño? / Ein Kind zu töten…
(Narciso Ibáñez Serrador, Spanien 1976)
„Wer kann ein Kind töten?“ – diese provokante Frage beantwortet der Prolog: dokumentarische Bilder von verstümmelten Körpern, kontrapunktisch mit fröhlichem Kindergesang unterlegt, weisen nachdrücklich darauf hin, dass Kinder im 20. Jahrhundert millionenfach in Völkermorden und Kriegen getötet wurden. Danach dreht *¿Quién puede matar a un niño?* den Spieß um: Ein Ehepaar kommt zum Urlaub auf eine idyllische Insel, die scheinbar nur von Kindern bevölkert wird. Bald finden die beiden heraus, dass die Kleinen alle Erwachsenen ermordet haben und es nun auch auf sie abgesehen haben. Dass diese parabelhafte Rachegeschichte, in der Kinder „ihren“ Krieg gegen Erwachsene führen, im postfranquistischen Spanien entstand, ist nur folgerichtig: eine Generation zuvor hatte das Land einen der großen Bürgerkriege des Jahrhunderts erlebt, der noch drei Generationen später eher in solch provokanten Filmen als von der offiziellen Geschichtspolitik thematisiert wird.

Batoru rowaiaru / Battle Royale
(Kinji Fukasaku, Japan 2000)
2010 rief der ehemalige Résistant Stéphane Hessel im Essay „Empört Euch!“ die junge Generation zum Widerstand gegen Ungerechtigkeiten auf. In ähnlicher Absicht drehte der 70-jährige Kinji Fukasaku ein Jahrzehnt vorher seinen letzten, kontroversen Film. In einer dystopischen Zukunft zwingt die Regierung als Maßnahme gegen Jugenddeliquenz Schüler dazu, sich in Wettbewerben auf einer Insel bis auf einen einzigen Überlebenden gegenseitig zu töten – Lehrer dienen dabei als willige „Spielleiter“. Regisseur Fukasaku, als Schüler im Zweiten Weltkrieg zu Zwangsarbeit in einer Munitionsfabrik mobilisiert, musste nach einem Bombardement einmal die Leichen seiner Mitschüler bergen. Autoritäre Tendenzen und Gewalt, die er in den 1970er Jahren in einer Reihe explosiver Gangsterfilme anprangerte, machen in *Batoru rowaiaru* Kinder zu ihren ersten Opfern (aber auch ihren ersten Nachahmern).

Un singe en hiver / Ein Affe im Winter
(Henri Verneuil, Frankreich 1962)
Alles scheint den Rentner Albert, Hotelbesitzer an der Normandieküste, und den jungen Werbeagenten Gabriel, seinen einzigen Gast im Spätherbst, zu trennen. Albert ist ein Mann des 19. Jahrhundert: Ein ehemaliger Marinesoldat, stationiert in China, der nach der Entlassung die fernöstliche „zivilisatorische Mission“ bei Trinkgelagen in seiner Fantasie fortsetzte, bevor er dem Alkohol entsagte. Gabriel trinkt sich hingegen in eine Zukunft, in der er in Spanien der größte Stierkämpfer der Welt werden wird. Der ehemalige Kolonialsoldat lässt sich von der jugendlichen Energie des Bohemiens anstecken und bricht mit ihm schließlich zu einer wüst-fröhlichen Sauftour voller chinesisch-spanischer Träumereien auf. Es ist die geniale Besetzung mit Jean Gabin, dem großen Star des französischen Kinos der 1930er Jahre, und Jean-Paul Belmondo, der jungen Ikone der „nouvelle vague“, die diesen intergenerationellen Trinker-Buddy-Film zur Perle macht.

Il mio nome è Nessuno / Mein Name ist Nobody
(Tonino Valerii, Italien / Frankreich / BRD 1973)
Ein ergrauter Revolver-Held des Wilden Westens möchte sich nach Europa in den Ruhestand zurückziehen, doch ein junger frecher Niemand will ihn noch zu einer letzten Heldentat animieren. Der Übergang von der vormodernen, gesetzlosen Frontier-Ära zur kapitalistischen, rechtstaatlichen Moderne, ein urwüchsiges Thema des Westerns, wurde nie so fröhlich, lustig und anrührend wie in *Il mi onome è Nessuno* präsentiert. Auch dieser Film profitiert von einem genialen Besetzungscoup, indem Henry Fonda, eines der wichtigsten Gesichter des klassischen Hollywood-Westerns, mit Terence Hill konfrontiert wird, dem zentralen Darsteller des späten postmodern-parodistischen Italowesterns. Gemeinsam erreichen beide ihr Ziel: der eine geht in die Geschichtsbücher ein und fährt nach Europa, der andere wird selbst zum Helden in einer Ära, in der es eigentlich keine Helden mehr geben wird.

Tōkyō monogatari / Die Reise nach Tokyo
(Yasujirō Ozu, Japan 1953)
Im Prinzip geht es in allen Filmen Yasujirō Ozus ab den 1950er Jahren um Entfremdung zwischen den Generationen – meist aus der Perspektive der Älteren. In *Tōkyō monogatari* besucht ein Rentnerpaar aus der Provinz die erwachsenen Kinder in der Hauptstadt und findet nur Desinteresse. In einer zentralen Trinkszene lassen sich der Vater und zwei seiner Freunde darüber aus, wie enttäuscht sie von ihren Kindern und deren nur durchschnittlichen Leben sind – und sehen dann doch ein, dass in normalen Zeiten Menschen eben normale Leben führen. Das ist das Tragische bei Ozu: Die Älteren verstehen die Jüngeren – aber sie sind unfähig, es ihnen zu sagen.

The Expendables 3
(Patrick Hughes, USA 2014)
Einige gesellschaftsuntaugliche alte Männer, die eigentlich in den Knast oder wenigstens in ein Betreuungsheim für delinquente Senioren gehören, wollen auch im hohen Alter durch die Welt reisen, Sachen kaputt schießen und bösen Jungs ihr ganz persönliches Den Haag zukommen lassen. Mehr noch als die Vorgänger ist *The Expendables 3* ein Film, der Generationsfragen mit den Mitteln des postmodern-ironischen Event-Actionfilms behandelt – und dabei faszinierend scheitert. Wir sehen alte Männer, die die Funktion junger Männer ausüben; in einem Film, der durch die Besetzung eine Brücke zu einer anderen Kinogeneration für ein Mehrgenerationen-Publikum schlagen möchte; dies allerdings in einer Ästhetik, die vollkommen in den Grenzen der Gegenwart gefangen ist. □

WortArt

Das fremde Gedicht

Die personifizierte Heimat

von Quentin

Besondere Ehrerbietung für sie findet sich in nahezu jeder Kultur und doch könnten unsere individuellen Beziehungen zu ihr kaum unterschiedlicher sein: die Mutter. Mário Raúl de Morais Andrade konnte jederzeit in seinem Leben auf dem sehr guten Verhältnis zu seiner aufbauen.

So verwundert es nicht, dass der brasilianische Dichter ihr ein lyrisches Denkmal setzte. Sein 1926 erschienenes Gedicht „Mãe“ thematisiert die Mutter allerdings weniger einseitig, als man es mit diesem Wissen vermuten würde. Wenig schmeichelhaft kommt schließlich seine Behauptung daher, es sei eine Tatsache, dass es vielen besser erginge, „wenn es keine Mutter gäbe“. Die unausweichliche Existenz der Mutter und ihre Bewertung ist auch das wesentliche Motiv dieses Gedichts.

Geboren wurde der Literat 1893 in São Paulo, lebte und arbeitete dort die gesamte Zeit seines Lebens. Insbesondere im Umland ging er auf sehr ausgedehnte Reisen, um für seine musikethnologische Arbeit über die Folklore der Einheimischen zu recherchieren, seine zweite große Leidenschaft neben dem Schreiben – und etwas, wofür er auch heute noch unter Experten bekannt ist.

Mit seinen Reisen ist sicherlich auch das Motiv der Heimkehr in seinem Gedicht „Mãe“ verbunden. Und so steht der Schoß der Mutter wohl nicht nur für einen physischen Ort, sondern auch für die Gewissheit, dass zuhause jemand wartet – eine emotionale Sicherheit, die man überall mit hinnehmen kann. Neben dem Reisen, das heute moderner denn je geworden zu sein scheint, bietet uns der Autor damit die Beschreibung oder vielleicht sogar besser einen Hinweis auf eine Gefühlswelt, mit der sich wohl jeder unabhängig von Grenzen, Sprache und Kultur identifizieren kann.

Andrade hatte kaum zu unterschätzenden Einfluss auf den brasilianischen Modernismus, den er mit seinem Gedichtband *Paulicéia Desvairada* („Unerschlossene Stadt“) 1922 quasi begründete. Das diktatorische System, das durch Präsident Getúlio Vargas mithilfe des Militärs 1930 etabliert wurde, hinderte ihn glücklicherweise an keiner seiner vielfältigen Arbeiten. Andrade verstand es nämlich ausgezeichnet, sein Privatleben trotz seiner herausragenden Stellung in der Öffentlichkeit, die er auch schon unter seinen Zeitgenossen hatte, stets im Verborgenen halten. Und auch damit kann man vielleicht die Privatheit und Vertrautheit der Mutter assoziieren.

Womit genau jeder das Verhältnis zu seiner eigenen Mutter beschreiben würde, dafür findet der interpretationsfreudige Leser sicher Anhaltspunkte in dem Auszug des Gedichts „Mãe“, den wir für die aktuelle Ausgabe ausgewählt haben. □

Mário de Andrade

Übersetzung von Suélen Rossetto & Annegret Gräfe

Mutter (Auszug)

Mütter existieren,
das ist ein schwieriger Umstand.
Es wird behauptet, Mütter
machen alles komplizierter,
Tatsache ist, sie hält
unsere Fehler fest,
und es wäre viel besser,
wenn es keine Mutter gäbe.

Aber in jedem Fall,
wenn das Leben
mal schwerer, mal lebhafter ist,
gibt es keinen, wie die Mutter,
die uns erträgt,
wenn wir unser Gesicht
in ihren Schoß verbergen.

Mãe

Existirem mães,
Isso é um caso sério.
Afirmam que a mãe
Atrapalha tudo,
É fato, ela prende
Os erros da gente,
E era bem melhor
não existir mãe.

Mas em todo caso
Quando a vida está
Mais dura, mais vida,
Ninguém como a mãe
Pra aguentar a gente
Escondendo a cara
Entre os joelhos dela.

Aus rechtlichen Gründen können die Gedichttexte nicht unter unserer üblichen Creative-Commons-Lizenz stehen. Ihre Verbreitung oder Verarbeitung erfordert die schriftliche Genehmigung der Übersetzer.

klassiquer

Die Generation, die keine war

Mit dem Roman *Generation X* gab Douglas Coupland einer ganzen vermeintlichen Generation eine Stimme. Dabei wollte er doch vor allen Dingen eins: eine Geschichte erzählen.

von Lara

Geschichtenerzählen ist konstruktiver Selbstbetrug. Wer erzählt, spricht von anderen und kann dadurch ohne die Beschränkungen durch Selbstzweifel und unausgesprochene Regeln über sich selbst sprechen. Zwar erzählt Douglas Coupland jedes Mal etwas anderes darüber, was ihn dazu brachte, seinen Vertrag mit zwei Verlagshäusern zu ignorieren und einen Roman zu schreiben, aber vermutlich war es doch die Macht der Geschichten.

Als der damals 30-jährige im Herbst 1989 hinaus in die Wüste fuhr, sollte er eigentlich ein Sachbuch schreiben – eine Art Handbuch, das verwirrten Babyboomern auf unterhaltsame Art ein einfaches, kohärentes Bild davon vermitteln sollte, wie die Generation ihrer Kinder tickt. Stattdessen brachte er nach neun Monaten einen Roman zurück, der diese Aufgabe in einem Ausmaß erfüllte, wie es ein Sachbuch nie vermocht hätte: *Generation X – Tales for an Accelerated Culture* stellte die „twentysomethings" ins Zentrum eines weit über die Grenzen Nordamerikas hinausreichenden Pressehypes und machte den Kanadier als Stimme einer irgendwo zwischen Eigenheim und Wirtschaftsabschwung vergessenen Generation weltberühmt. Dabei sollte es in Couplands Debütroman in erster Linie um das Lebensgefühl einer kleinen, von der Öffentlichkeit weitestgehend ignorierten Gruppe junger Leute gehen – und, wie in vielen seiner mittlerweile vierzehn Romane, um das Erzählen von Geschichten.

„Entweder es entstehen aus unserem Leben Geschichten", äußert eine Protagonistin ganz zu Beginn des Buches, „oder es gibt einfach keinen Weg hindurch". Um die Geschichten hinter ihrem Leben zu finden, haben sich die Collageabsolventen Andy, Claire und Dag an den Rand der Gesellschaft zurückgezogen. In Palm Springs, Kalifornien, wo es kein Wetter und keine Mittelschicht gibt und die Zeit in der Hitze der Wüste erstarrt zu sein scheint, verdienen sie ihren Lebensunterhalt mit „McJobs" – unqualifizierten Niedriglohnjobs ohne Ansehen oder Zukunft. In ihrer Freizeit halten sie Picknicks auf verwahrlosten Straßenkreuzungen ab und spielen die Art intellektueller Gedankenspiele, wie sie charakteristisch sind für junge Leute in einer Sinnkrise: Wenn du einen Moment deiner Existenz auf der Erde behalten könntest, welcher wäre es? Woran denkt ihr beim Anblick der Sonne (seid spontan und schön schauerlich)? Wo wirst du dich befinden, wenn die Welt untergeht? Vor allem aber erzählen sie sich Gutenachtgeschichten. Es gibt zwei Regeln: Niemand darf unterbrochen werden und niemand darf lachen. Denn in diesen Geschichten steckt der Kern ihrer Lebensweise und ihrer Ängste.

Portrait einer Subkultur

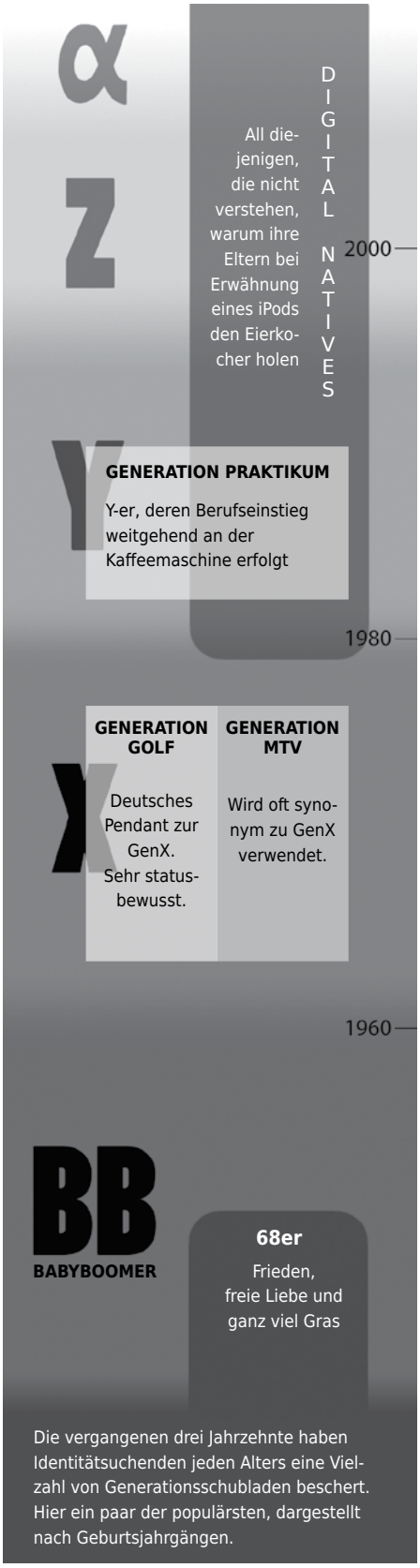
Dass Couplands Protagonisten wahre Kinder ihrer Zeit sind, wird im Laufe des Buches immer wieder deutlich: Aufgewachsen in einem Land voller Angst – vor Überbevölkerung und Klimawandel, vor Nuklearapokalypse, Wirtschaftsabschwung und der Entscheidung zwischen Pepsi und Coke – schwingt in ihren Gesprächen stets ein Gefühl der Zukunftslosigkeit mit. Ebenso präsent ist der Konflikt mit der Generation ihrer Eltern: Sie hassen die Babyboomer dafür, dass diese in der genetischen Lotterie ein sorgenfreies Leben gewonnen, aber ihren Kindern so wenig gelassen haben; Gleichzeitig lehnen sie deren status- und konsumbetontes Leben als leer und sinnlos ab. An die Stelle von Dingen sind Momente und kleine Einsichten getreten – alles im Leben dient der verzweifelten Suche nach Bedeutung.

Doch auch wenn Andy, Dag und Claire Blaupausen eines durch den gesellschaftlichen Kontext geprägten Lebensgefühls und einer real existierenden Subkultur der frühen 90er sind, versucht *Generation X* selbst nie, sie als Abbild einer gesamten Generation zu präsentieren. Vielmehr beschreibt Coupland sein eigenes Umfeld; vieles ist offensichtlich autobiographischer Natur: Der Autor verfasste seinen Roman selbst in der Wüste von Palm Springs; wie Andy stammt er aus einer Mittelstandsfamilie mit vielen Kindern und wenig Nähe, verbrachte als Student ein Jahr in Japan. Dem Lebensentwurf seiner Protagonisten stellt Coupland andere gegenüber: Da ist Andys jüngerer Bruder Tyler, der in seiner Clique unzertrennbarer und doch austauschbarer Mittzwanziger-Teenager von einer Party zur nächsten geistert und über Shampoo und Markenkleidung spricht; oder Claires deprimierend gut aussehenden Freund Tobias, der in seinem hochdotierten Allerweltsjob nach Gewinn und Kontrolle strebt. Zwar bleiben diese Figuren unter dem stets analysierenden Blick des Ich-Erzählers Andy über weite Strecken Karikaturen einer den Protagonisten entfremdeten Außenwelt, und doch zeigen sie, dass eine Außenwelt existiert und der Subkosmos von Palm Springs nur ein kleiner Teil da-

von ist. Als Coupland das fertige Manuskript bei den beiden Auftrag gebenden Verlagshäusern Seal Books in Kanada und St. Martins Press in den USA einreichte, war die Reaktion erwartungsgemäß wenig enthusiastisch. Von der ursprünglichen Idee war bis auf ein dem Text nebenstehendes Glossar aus Ausdrücken und Neologismen zur Sprache der „X-Generation“ nicht mehr viel übrig geblieben. Seal Books kündigte den Vertrag sofort auf; St. Martin Press verschob die Veröffentlichung um ein halbes Jahr, und als das Buch im März 1991 letztlich erschien, war die Auflage halbiert worden und es wurde kaum beworben. Über ein Jahr lang erfuhr man aus kaum einer namhaften Zeitung von seiner Existenz. Dennoch, irgendwie, verkauften sich die Bücher: Mund-zu-Mund-Propaganda an Universitäten verhalf dem Roman zu langsam aber sukzessive steigenden Verkaufszahlen. Es schien, als hätte sich *Generation X* selbst vermarktet. Dann, im Sommer 1992, kam die Explosion.

Generationen-Inflation

Als die Presse schließlich doch von dem Roman Kenntnis nahm und feststellte, dass viele Leser darin ihr Lebensgefühl wiederfanden, wurde das Buch zur Sensation: Da hatte sich unter all den Yuppies und Ex-Hippies doch tatsächlich eine ganze Generation junger Leute versteckt, die es nun zu charakterisieren und auszuwerten galt. War die „X-Generation“ zwar schon vorher bisweilen in Publikationen aufgetaucht und diskutiert worden, erhielt sie nun die volle mediale Aufmerksamkeit. Coupland wurde zu ihrer Stimme erhoben; zum “prophet”, “patron saint of the under-30 crowd” und “pop philosopher prince”. Und nicht nur die Medien zeigten großes Interesse an dieser vermeintlich neuen Bevölkerungsgruppe: Coupland erhielt Anfragen von jemandem, der Generation X T-Shirts drucken wollte („there is nothing less Generation X than a Generation X T-shirt“, so Couplands Reaktion); Unternehmen baten ihn, Vorträge zu halten, wie sich diese Subkultur am besten erreichen lasse. Das Buch, das als Stimme einer konsumverachtenden Subkultur galt und ein Kapitel mit dem Titel „Ich bin keine Marketing-Zielgruppe“ enthält, hatte eine völlig neue Marketing-Zielgruppe aufgetan, und wirklich jeder wollte daran teilhaben.



Die vergangenen drei Jahrzehnte haben Identitätsuchenden jeden Alters eine Vielzahl von Generationsschubladen beschert. Hier ein paar der populärsten, dargestellt nach Geburtsjahrgängen.

Dass der Autor wiederholt betonte, für niemanden als sich selbst zu sprechen, ja sogar bestritt, dass es so etwas wie eine Generation X gebe, tat der Tatsache keinen Abbruch, dass er weitestgehend mit dem Medienphänomen identifiziert wurde. Couplands Image als Schriftsteller balanciert auf dem schmalen Grat zwischen dem Renommee als Autor eines Buches mit hoher gesellschaftlicher Relevanz und der intellektuellen Trivialisierung als Popkulturidol. 2010 schaffte er es auf die Liste der “10 Overrated Canadian Authors” der kanadischen National Post – als Einziger, der nie einen Literaturpreis erhalten hatte. Der von ihm geprägte Begriff hingegen behält bis heute seine Präsenz; bis auf X das Y folgte war nur eine Frage der Zeit. Derzeit diskutieren Wirtschaft und Presse über die Folgen des Eintritts der Generation Z – der nach 2000 Geborenen und somit noch nicht einmal Volljährigen – auf den Arbeitsmarkt.

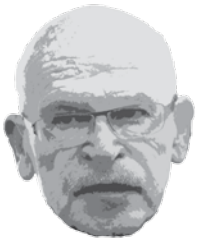
Was nach Abklingen dieses Hypes bleiben wird, ist ein Portrait über Menschen, die ihren Platz in einer geerbten Welt suchen. Darin, und nicht in einer Studie des Zeitgeists, liegt die wahre Stärke von *Generation X*. Die Gefühle, Probleme und Neurosen, über die Andy, Dag und Claire in ihren Geschichten und Gesprächen reflektieren, sind trotz all ihrer gesellschaftlichen Relevanz auch zeitlos: Es sind die Gefühle, Probleme und Neurosen junger Leute. Ihre Zukunftsängste und ihr Wunsch nach Bedeutung sind nicht das Abbild einer Generation, sondern einer Lebensphase, projiziert auf Umstände und Zeit. In einem BBC-Interview zu seinem Debütroman äußerte der Autor 2010: „I think your twenties bear a lot of disasters no matter who you are. It’s just built into us.” *Generation X* ist das Portrait einer Sinnkrise. Douglas Coupland hat keine Generation definiert, er hat etwas ungleich länger Währendes erreicht: Er hat aus der Suche nach Geschichten eine Geschichte gesponnen. ◻

Rezension

Kuriositätenkabinett des Journalismus

Honoré de Balzac war ein leidenschaftlicher Verächter der Pariser Presse. Der Band *Von Edelfedern, Phrasendreschern und Schmierfinken – Die schrägen Typen der Journaille* versammelt nun die schönsten Schmähungen des großen französischen Romanciers.

von Martin



Die Kritik an der Presse ist wohl ebenso alt wie der Journalismus selbst. Nicht erst seit den so aggressiven wie konfusen Parolen zur „Lügenpresse“, die in immer breiteren Kreisen „besorgter Bürger“ virulent geworden sind, zieht der Journalismus allerlei Missbilligungen, Schmähungen und Wutausbrüche auf sich: Die lange Geschichte leidenschaftlicher Journalismuskritik reicht über so große und scharfsinnige Kritiker wie Karl Kraus bis hin zu Schriftstellern von Weltrang wie Honoré de Balzac. Mit ihm hat diese leidenschaftliche Hassliebe wohl ihren Anfang genommen, wie der von Rudolf von Bitter herausgegebene Band *Von Edelfedern, Phrasendreschern und Schmierfinken – Die schrägen Typen der Journaille* zeigt, der die schönsten Schmähungen auf das Pressewesen des großen französischen Autors versammelt.

Balzac, der vor allem mit seinem Romanzyklus *La Comédie humaine* in die Weltliteratur eingegangen ist, gilt als scharfsinniger Beobachter und Analytiker des menschlichen Lebens in all seinen Facetten. So ist es wenig verwunderlich, dass auch die von ihm so leidenschaftlich verachtete Journaille immer wieder als zweifelhafter Protagonist in seinen Werken auftaucht. Nahezu obsessiv widmet sich Balzac dem Wesen des Journalismus, das ihn als stetes Ärgernis zu immer neuen Betrachtungen reizt. Gegen Ende seines Lebens, im Jahre 1843, erscheint im Windschatten seiner großen Werke seine mit wissenschaftlicher Akribie und beißendem Spott gesättigte „Typenlehre der Pariser Presse“, die nun alle Beobachtungen Balzacs zum Wesen des Journalismus systematisch vereinigt. Dieser Text, gehalten im Stile zoologischer Taxonomien, hat es in sich, denn hier kreucht und fleucht es nur so von „schrägen Typen“, „Schmierfinken“ und „gescheiterten Existenzen“.

Balzac teilt seine Taxonomie in zwei Hauptordnungen – den Publizisten und den Kritiker – und unterteilt diese wiederum in verschiedene Gattungen. Insgesamt kommen so 30 (!) verschiedene Arten des Journalisten zusammen. Da kommen so seltsame Spezies wie zum Beispiel der „Nihiloge“ (aka der „Vulgarisator“) zum Vorschein: „Der Vulgarisator dehnt den Gedanken eines Gedankens zu einem Bündel von Binsenweisheiten und zerrupft dieses furchterregende philosophisch-literarische Sammelsurium mechanisch zu Fortsetzungen. Die Seite sieht vollgeschrieben aus und scheint Gedanken zu erhalten, doch der Kundige, der seine Nase daranhält, wittert den Duft leerer Keller.“

Balzacs Typenlehre ist jedoch mehr als ein böswilliger Frontalangriff auf die Pariser Presse. So macht vor allem das umfangreiche und fundierte Nachwort des Bandes deutlich, unter welchen Bedingungen und Erfahrungen diese Polemik verfasst wurde. Balzac selbst war jahrelang als Journalist, Herausgeber und Kritiker in einer Zeit tätig, in der die französische Hauptstadt und vor allem ihre Presse zu einem kulturellen Schmelztiegel mehr oder weniger begabter Autoren und Schriftsteller wurde. Die geschilderten „Überlebensstrategien“ der einzelenen Spezies zeichnen daher auch ein – noch immer aktuelles – Sittengemälde des Journalismus. Balzac war Teil dieses Mikrokosmos, sodass seine Kritik nicht nur beißend, sondern auch voller Einsicht über die Nöte eines nach Anerkennung (und finanzieller Absicherung) strebenden Autors ist – war Balzac doch einer der ersten, die für ein Urheberrecht plädierten.

Deutlich wird im vorliegenden Band, dass die Freiheit des Journalismus schon immer eine Melange verschiedenster Einflüsse war, die auch anstoßen können und sollten. Mögen uns also die schrägen Typen der Journaille noch lange erhalten bleiben. □

Honoré de Balzac:
Von Edelfedern, Phrasendreschern und Schmierfinken –
Die schrägen Typen der Journaille
Manesse Verlag 2016
320 Seiten
19,95 €

Kolumne

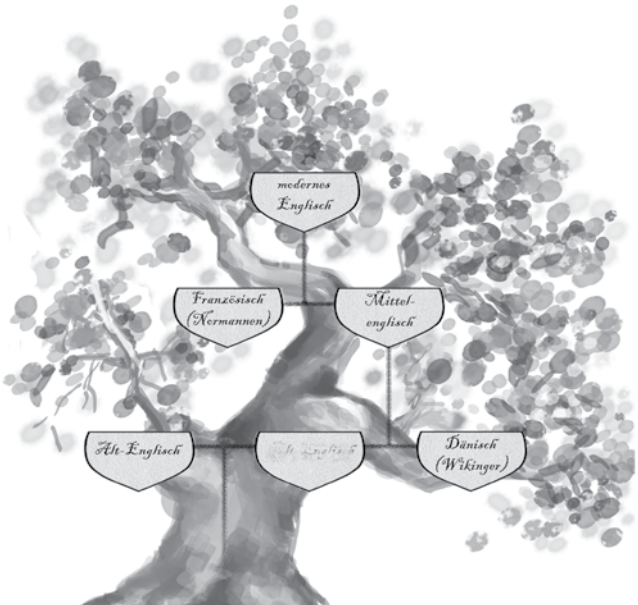
Sprachgenerationen

von Thomas Honegger

Hey, der Kompostie mit den Blechpickeln hat aber üble Maulpesto.“ So oder ähnlich soll sich laut *PONS-Wörterbuch der Jugendsprache* ‚die Jugend’ ausdrücken. Oder sagen wir genauer: ‚ein Teil der Jugend’, denn die Jugendsprache ist nicht nur Ausdruck einer Altersgruppenzugehörigkeit, sondern auch eines gewissen sozialen Milieus. Die meisten Nutzer einer solchen Jugendsprache lassen diese dann nach ein paar Jahren hinter sich und drücken sich wieder normal aus.

Das Beispiel der Jugendsprache zeigt, dass wir in gewissen Fällen durchaus eine generationsbedingte Unterteilung der zeitgenössischen Sprache haben. Für den Sprachwissenschaftler konstituiert die Jugendsprache jedoch noch keine neue ‚Sprachgeneration’, denn sie existiert neben, mit und innerhalb der von der Mehrheit verwendeten Varietät und die menschlichen Generationen decken sich in den seltensten Fällen mit den sprachlichen. Unsere Ur-ur-ur-Großeltern gehören immer noch zur gleichen Sprachgeneration wie wir und man muss über Luther hinausgehen, um die Generationsübergänge im Deutschen wahrzunehmen.

Das populärste Generationenmodell für das Deutsche oder Englische postuliert drei Sprachstufen: Alt-X, Mittel-X und Neu-X/Modern-X. Diese Dreiteilung zeigt nicht ganz zufällig Parallelen zu der den meisten Menschen vertrauten Familienstruktur von Großeltern, Eltern und Kindern und suggeriert eine direkte Abfolge von einer Sprachstufe zur nächsten – was jedoch für das Englische auf Grund der bewegten Geschichte der Insel nicht zutrifft. Die vermeintliche ‚Großmutter’ des Englischen, das uns überlieferte (westsächsische) Alt-Englisch des 7. bis 11. Jahrhunderts, ist linguistisch gesehen eine Großtante, da die Belege für die eigentliche Vorgängersprache (das mercische Alt-Englisch) durch die Wikingereinfälle zerstört wurden. Was das genealogische Modell im Englischen jedoch gut abbildet, ist die Mischung aus Veränderung und Beharren, denn wie in echten Familien kommt mit jeder Generation neues genetisches Material von außen hinzu. Das Studium der Sprachstufen des Englischen zeigt, dass wir es mit drei eigenständigen Einheiten zu tun haben, die ihre Familienähnlichkeit jedoch nicht verleugnen können. Die verschollene altenglische ‚Großmutter’ hatte wohl eine Beziehung mit einem dänischen Wikinger. Dies bewirkte, dass ihre mittelenglische Tochter nur noch eine beschränkte Zahl von vereinfachten Flexionsendungen besaß und eine Mitgift aus nordischen Lehnwörtern auf den Weg bekam. Diese mittelenglische Tochter hatte dann wiederum eine folgenreiche Liaison mit einem (oder mehreren) französisch sprechenden normannischen Eroberer(n) – was zur Folge hatte, dass die moderne englische Enkelin einen umfangreichen französisch geprägten Lehnwortschatz erbte.



Wenn wir das genealogische Modell auf das Deutsche anwenden wollten, dann wird es schwierig, denn der Unterschied zwischen dem Althochdeutschen und dem Mittelhochdeutschen ist in keiner Weise mit demjenigen zwischen dem Altenglischen und dem Mittelenglischen vergleichbar. Das gleiche gilt für die neueren Sprachstufen. Aus sprachtypologischer Sicht liegen also zwischen dem Althochdeutschen und dem heutigen Deutschen höchstens eine einzige Generation – und es wäre passender, von einer älteren Schwester (Althochdeutsch) und ihren jüngeren Geschwistern (Mittel- und Neuhochdeutsch) zu sprechen.

Vollständig unbrauchbar wird das genealogische Modell bei Sprachen wie dem Isländischen: Ein moderner Isländer kann ohne Probleme die aus dem 12. Jahrhundert erhaltenen Texte lesen und verstehen und aus sprachtypologischer Sicht wäre das sogenannte moderne Isländisch am ehesten als die leicht jüngere (eineiige) Zwillingsschwester des Altisländischen zu sehen – womit wir wohl an die Grenzen des Generationenmodells für die Sprachen gestoßen sind. □

Über altenglische Großmütter und isländische Zwillingsschwestern schreibt Thomas Honegger, Professor für Anglistische Mediävistik an der FSU Jena.

übrig

Grüße aus Georgien

von Stefan

***unique* around the world**
Diesmal vor dem alten Parlamentsgebäude in Tiflis.

Impressum

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Herausgeber:
UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de

Chefredaktion:
Frank Kaltofen (V.i.S.d.P.)

Die *unique* ist Preisträger des Wettbewerbs „Aktiv für Demokratie und Toleranz” 2012 des Bündnisses für Demokratie und Toleranz – gegen Gewalt und Rechtsextremismus sowie des Wettbewerbs „Miteinander studieren in Thüringen“ 2012 des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Dank an unsere Förderer:
Präsidialamt der FSU Jena
Studierendenrat der EAH Jena

Redaktion:
Adriana Mani, Anastasiia Slobodianiuk, Anna Scheer, Annegret Gräfe (AnneG), Belind Hajy, David Leuenberger, Frank Kaltofen, Heide Moldenhauer, Immanuel Dobrowolski, Julia Hallensleben, Juliane Baars (julibee), Ladyna Wittscher, Lara Hartung, Lutz Granert, Martin Repohl, Michaela Meißner (gouze), Quentin Czernin, Rebecca Hadler (bexdeich), Stefan Wünsche, Tina Kittler, Zsófia Turóczy (Szaffi)

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:
Sirun Hammbartsumjan, Suélen Rossetto,
Prof. Dr. Thomas Honegger

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar
Auflage: 4.000 Exemplare
ISSN: 11612-2267, 17. Jahrgang

Satz & Layout: Frank Kaltofen, Lara Hartung, Michaela Meißner
Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben
Onlinebetreuung: Frank Kaltofen, Michaela Meißner, Patrick Mehner

Bildnachweis | Copyrightvermerke:
Titelbild: © fotolia / Jack Sooksan
Schnappschüsse Seite 13 & Seite 18: © Austen Spanka

Seite 4 Mitte: © Städtische Museen Jena, aufgenommen von Bernhard Bischoff | Seite 11: © Sirun Hammbartsumjan Seite 17: © Städtische Museen Jena, aufgenommen von (v.l.n.r.) Bernhard Bischoff; Walter Wullschleger; Alfred Bischoff Seite 21: © Yi Luo / Reprodukt Verlag

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, sofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Mehr Informationen unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

Anzeige

KLETTERN FÜR ANFÄNGER
UND FORTGESCHRITTENE

STEIL GEHEN
FIT WERDEN

SCHNUPPERKURS
MONTAGS 18 UHR
-KEINE KURSGEBÜHR-

PLAN B
BOULDERHALLE JENA

CARL-PULFRICH-STR. 4
WWW.PLANB-JENA.DE

Find us on

Anzeige

BÜHNEN DER STADT GERA
LANDESTHEATER ALTENBURG

5 Vorstellungen deiner Wahl für nur 25 €*

Das Jugend- und Studenten-Abo

GIVE ME *five*

Abos und Infos im Theater:

Gera
Theaterplatz 1 · 07548 Gera
Tel: 0365 · 82 79 105

Altenburg
Theaterplatz 19
04600 Altenburg
Tel: 03447 · 585 160

kasse@tpthueringen.de

Theater&Philharmonie Thüringen
www.tpthueringen.de

**ausgenommen sind Gastspiele, Sonderveranstaltungen und Vorstellungen der TheaterFABRIK und des JugendTheARTerWelt e. V.; nur solange freie Plätze verfügbar*